Die Mennonitische Rundschau

1877 Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist. 1931

54. Jahrgang. Winnipeg, Manitoba, den 8. April 1931. Nummer 14.

Himmlische Güter.

Die sichere Bewahrung der Kinder Gottes.

2. Petri 1, 5—7.

Von H. P. Janz, Main Centre.

(Fortsetzung.)

Nicht wir sind es mit unserem Wollen, Dichten, Denken, Streben und Trachten, die den Sieg gewinnen. O nein, — wir spielen mit unserer Kraft nur eine kleine Rolle, sondern Er verschafft uns des Endes glückliches Auskommen, indem Er uns stets das Wollen und Vollbringen im Ringen mit dieser Welt schenkt (Phil. 2, 13). Hinge es von uns ab, dann ginge ein jedes Kind Gottes schmählichst unter. Aber wir haben eine Kraft in uns die nichts anderes will als das Gute und das Gute muß doch schließlich siegen. Wir dürfen uns daher mit diesem trösten und ruhig unsere Tage im Kampfe mit Sünde und Welt verleben. Das Werk des hl. Geistes in uns ist ein Ewigkeitswerkt und schaffet Früchte die da bleiben und ist Er einmal in uns, so verläßt Er uns nicht bis wir vollendet beim Herrn sein werden, und wird auch dort seine Rolle spielen.

6. Viele, viele Aussprüche in der Bibel stehen fest auf der Seite der sicheren Bewahrung der Kinder Gottes. Einige davon sind überwältigend in ihrer Zeugungskraft.

1. Ich laufe nicht als auf's Ungewisse (1. Kor. 9, 26). Paulus war sich seiner Sache und des Erreichens seines Zieles gewiß.

2. „Ich **weiß** an welchen ich glaube". Die Sache des Christentums ist eine gewisse Sache und bin innerlich überzeugt, daß ich ein Kind Gottes bin für alle Ewigkeit. „Der Geist Gottes gibt Zeugnis unserm Geist, daß wir Kinder Gottes sind." Ein Kind bleibt immer ein Kind und ist des Himmels Erbe, gehört dorthin.

3. Gottes Gaben und Berufung mögen Ihn nicht gereuen (Röm. 11, 29). Unsere Berufung ist bei Gott von Anfang eine entschiedene und fest beschlossene Sache. Was würde es nützen, jemand zu berufen, von dem Gott weiß, er bleibt nicht stehen. Da wären Gottes Gaben verschwendet.

„Der Tod ist der Sünde Sold aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben." Sollte Gott jemandem ewiges Leben geben bei der Bekehrung und nach einigen Jahren fordert Er es aber wieder zurück? Nein, seine Gabe, die er weggibt umsonst und ohne Geld, „mögen Ihn nicht gereuen" und was Er einmal weggeschenkt hat, das fordert Er nicht wieder zurück. Schuljungens tun solches manches Mal, aber nicht unser großer Gott.

4. „Freuet euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind" (Luk. 10, 20). Diese Tatsache allein, daß unsere Namen nach der Bekehrung ins himmlische Buch eingeführt werden (Phil. 4, 3), sollte genügen, mich zu überzeugen, daß mein Leben aus Gott ist voll und ganz, für alle Ewigkeit gesichert! Es würde ja ein fortwährendes Einschreiben und Auslöschen, Einschreiben und Auslöschen geben, wenn Kinder Gottes von Gott abfallen und dann sich wieder aufmachen und nach einer besonderen Probezeit wieder abfallen und bald wieder nach einer bitteren Reue und Buße wieder aufgenommen wird. So wankelmütig und unbeständig in Seinem Vornehmen und Handeln ist unser großer Gott nicht.

5. „Des Herrn Wort ist wahrhaftig und was Er zusagt, das hält Er gewiß" (Ps. 33, 4). Was hat dieser, der nie wortbrüchig sein kann denn zugesagt und versprochen? Horch einmal: „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen". „Und ob sie (die Mutter ihr Kind) desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen. Siehe in die Hände habe ich dich gezeichnet" (Jes 49). „Ich gebe ihnen das ewige Leben und sie werden nimmermehr umkommen und niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn Alles und niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen" (Joh. 10, 28. 29).

Weißt du, mein lieber Freund, wie fest und sicher diese Worte sind? — Viel sicherer und fester als Himmel und Erde, denn „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen"!

O du irrende, geängstete Seele, wann kommst du doch endlich zur Ruhe und fühlst dich endlich sicher in Seinen Armen wie ein Kind im Schoße seiner Mutter? — Wie viele angstvolle Stunden könnten vermieden werden, wenn man Gott doch beim Wort nehmen könnte! Welch ein süßer Friede schlummert in meiner Brust, wenn ich mich auf die treue Sorge meinen Vaters verlasse! Wie viel Mut und Energie, tapferes Kämpfen und Siegen geht in unserem Glaubensleben doch verloren, weil man an den Zusprüchen und Versprechungen unseres Gottes zweifelt. — Welche Soldaten werden mutiger kämpfen, die, denen man den Sieg zweifelhaft macht, und die man nur auf die Macht der Feinde und die eigene Untüchtigkeit hinweist — oder die, denen man den Sieg für gewiß versichert und die man auf den großen Heerführer hinzeigt, der allen Feinden überlegen ist und noch keine Schlacht verlor? Gewiß die Letzteren.

(Fortsetzung folgt.)

Unser Leben.

Was ist des Menschen Leben
Von seiner Jugend auf?
Nur Mühe und Beschwerden
Der ganze Lebenslauf.
Es währt bis siebzig Jahre
(Der bösen Tag' sind viel)
Und ach! wie gar so viele
Erreichen nie dies Ziel.

Es legt der Tod sie nieder
Oft dann, wenn's keiner dacht;
Im zarten Kindesalter,
In jugendfrischer Pracht.
Bei lebensfroher Arbeit,
Oft wenn's am Besten geht,
Dann hat der Tod die Blume,
Den Grashalm, abgemäht.

Kommt's hoch, sind's achtzig Jahre,
Die große Welt wird klein. —
Bei manchen stellt sich wieder
Die Kindlichkeit dann ein.
Dann kommen dazu Tage
Wo's manchem nicht gefällt,
Wo sich der feste Glaube
Nur noch am Anker hält.

Gott, du bist unsre Zuflucht
Gewesen für und für.
Eh' noch die Berge wurden
Gedachtest Du an mich.
Du hast in Deiner Gnade,
Was ich oft nicht geahnt,
Geführet und geleitet
So mir den Weg gebahnt.

Du hast mich, Herr, gezüchtigt, —
Durch Trübsal durchgebracht,
Geläutert und gereinigt
Und so geschickt gemacht,
Daß heut' ich muß bekennen:
Ich bin es gar nicht wert,
Was alles Du aus Gnaden
Bis hieher mir beschert.

Darum, so will ich danken
Und rühmen Deine Treu.
Laß es mich nie vergessen,
Daß Deine Gnad' stets neu.
Daß Du in Deiner Liebe
Stets hast an mich gedacht
Und auch in Christo Jesu
Für mich das Heil vollbracht.

Du hast Dich auch verpflichtet
Zu tragen nach und nach
Bis in das hohe Alter
Den, der schon altersschwach.
Der alle Lebensstufen
Durchgangen in der Zeit,
Für den hast Du am Ende
Noch eine Ruh' bereit.

Im Frieden, in der Ruhe,
Wo nicht Schmerz, Leid, Gefahr.
Wie wird das sein so herrlich
Und ach, so wunderbar!
Vereint mit all den Lieben —
Mit Dem, Der uns geliebt,
Wer ahnt die Seligkeiten
Die Jesus uns einst gibt?

Nur treu! Nur überwinden
Was hindert unsern Lauf.
Er hilft in unsrer Schwachheit
Uns immer wieder auf.
Drum sei der Glaubensanker
Gesenkt in Jesu Blut.
Wer ausharrt bis ans Ende
Mit dem wird alles gut.

Der, Der durch alle Jahre
Gesorgt hat und gewacht,
Der wird auch weiter führen
Zum Licht aus dunkler Nacht.
Es naht die Lebensreise
Sich ihrem Ende schon,
Nur noch ein kleines Weilchen
Dann folgt der Gnadenlohn.

F. C. Ortmann.

Zeichen der Zeit.

In Matth. 16, 36 sagt der Herr Jesus: „Ihr Heuchler! das Aussehen des Himmels wißt ihr zu beurteilen, aber die Zeichen der Zeit versteht ihr nicht." Trifft dieser Vorwurf nicht auch zu auf unser Geschlecht und sogar auf manche unserer Obersten? Warum? Weil das prophetische Wort zu sehr vernachlässigt wird. Dafür bietet die ganze so stark betriebene Friedensbewegung ein krasses Beispiel. Ließe man das prophetische Wort ausschließlich Zustände und Verhältnisse, wie sie sich in der Welt entwickeln in schnellster Aufeinanderfolge, beleuchten, würde man einen klareren Blick und festeren Grund haben (2. Pet. 1, 19). Man würde nicht dem Irrtum verfallen, mit menschlichem Tun ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit herstellen zu wollen.

Als Zeichen der Letztzeit werden vom Herrn Jesus auch Hungersnot, [illegible] eben hervorgehoben. Waren diese Plagen nicht auch zu allen Zeiten? Jawohl, doch nie in dem Unmasse wie heute. Je und je trat Hungersnot auf, aber sie war stets mehr lokaler Art. Die Hungersnöte, die beispielsweise im letzten Jahrzehnt auftraten, bilden in ihren grausigen Umfängen und verheerenden Wirkungen eine einzigartige Erscheinung in der Menschheitsgeschichte. Wenn man bedenkt, daß voriges Jahr allein in China zwei Millionen Menschen Hungers gestorben sind und für dieses Jahr dort eine weitere Million demselben Schicksal verfallen ist, daß in Rußland Hunderttausende dem Hunger zum Opfer gefallen sind, und noch kein Ende des Elends abzusehen ist, dann erfaßt einen ein Grauen. In der ganzen Welt werden die Arbeitslosen auf zwanzig Millionen geschätzt ohne ihre Angehörigen. Nun werden zwar alle Hebel in Bewegung gesetzt, diese unzähl-

bare Schar über die gegenwärtige Notlage hinüber zu helfen. Sollte jedoch diese Zeit des allgemeinen Druckes sich ausdehnen — was dann? Nicht nur, daß obige Schar Beschäftigungsloser einen sehr starken Zuwachs erführe, sondern auch ihre Notlage würde sich in's Unerträgliche verschärfen. Und das trotz des Ueberflusses. Gefüllte Speicher und doch Hungersnot. Solche Zustände sind allgemein. Kaum ein Volk auf allen Winkeln der Erde ist davon ausgeschlossen. War je so etwas da? Hungersnöte — sind sie nicht ein starkes Zeichen dafür, daß wir einer Weltkatastrophe zusteuern und unser Zeitalter sich dem Abschluß nähert?

Es wird angenommen, daß der Flu vor zwölf Jahren so an zwanzig Millionen Menschen zum Opfer fielen. Die Wissenschaft stand ihrem Auftreten machtlos gegenüber. Beinahe auf der ganzen Welt trat diese Seuche gleichzeitig auf, mitten auf dem Ozean, auf den entlegensten Inseln. Vielfach die Stärksten fielen ihr zum Opfer. Medizinische Kunst, Maßregeln, Quarantäne, standen ihr meist ohnmächtig gegenüber. Der liebe Gott zeigte einer aufgeblasenen, sich brüstenden Menschheit ihre Grenze. Die Flu in ihrer Allgemeinheit und grausen Ernte war auch eine einzigartige Erscheinung. Der Herr zeigt je und dann, daß er's seiner Macht vorbehalten hat, seine vier Zuchtruten — Krieg, Hungersnot, Pestilenz und Erdbeben — nach Belieben und eigenem Gutachten über eine verderbte Menschheit zu schwingen. Wer merkt es?

Wie es in der Völkerwelt wogt und wallt, so scheint auch unsere alte Erde in eine unerklärliche, seit Menschengedenken nie dagewesene Unruhe geraten zu sein. Als vor etwa 200 Jahren Lissabon von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht wurde, in welchem Tausende Menschen ihr Leben verloren, gab's für ganz Europa einen gewaltigen Schreck. Manche meinten, das Ende der Welt stehe bevor. Doch was meint jenes Erdbeben im Vergleich zu denen, die in jüngster Zeit, bald hier bald dort auftraten und nicht nur unbeschreibliche Verheerung und Verwüstung anrichteten, sondern auch Hunderttausende von Menschenleben forderten. Immer häufiger treten sie auf und haben meistens Tod und Verderben im Gefolge. Wenn erst die Erde unter den Füßen wankt, dann empfindet der Mensch zwar seine völlige Hilflosigkeit und Ohnmacht. Doch sobald der Schreck vorüber ist, schlägt eine weltverlorene Menschheit eine, noch in letzter Stunde lockende, warnende Stimme eines liebenden Gottes in den Wind und treibt's hernach noch toller. Im Strudel der Lust und des Vergnügens werden sich regende Gewissensbisse erstickt. Ja, die im Worte gegebenen Zeichen der Letztzeit treten immer deutlicher in die Erscheinung. Dazu gehören auch Hungersnöte, Pestilenz und Erdbeben.

Ist es nicht auffallend, wie vor unsern Augen das Wort des Herrn in Erfüllung geht: „Und diese Heilsbotschaft vom Reich wird in der ganzen Welt zum Zeugnis für alle Völker gepredigt werden; und dann wird das Ende kommen"? Die Boten des Evangeliums gehen in alle Lande; einem Volke nach dem andern wird die Heilsbotschaft angeboten, es ist kaum mehr ein Volk, dem es nicht verkündigt wird; in bald 900 Sprachen ist das Wort Gottes und Teile desselben übersetzt. „Dann wird das Ende kommen", das Ende dieses Zeitalters. Das ruft uns dann auch mit mächtiger Stimme zu: „Die Erscheinung des Herrn ist vor der Tür, bald wird er wiederkommen." Solche, die in seliger Hoffnung ihren Herrn erwarten, erfüllt's mit freudigem Schauer, die große Mehrheit, die nichts davon wissen will, mit Grauen.

Die Verkündigung des Wortes hat stets eine zweifache Wirkung: Den Einen gereichts zum Leben, den Andern zum Tode. Nie vorher wurde es in allen Teilen der Erde so klar, so bestimmt, so kräftig ans Herz gelegt, wie in unsern Tagen; aber auch nie vorher nahm die Gesetzlosigkeit so überhand. Damit Hand in Hand geht das Anschwellen der Ungerechtigkeit und als Folge das Erkalten der Liebe. Wir leben im Zeitalter der Maschinerie. Die Maschine ist tot und kalt. Ob das nicht eine Wirkung, einen Einfluß ausübt auf den, der mit ihr umgeht? Tatsache ist, daß die Maschine die allgemeine, großzügige Arbeitslosigkeit verursacht hat. Sogar auch ein guter Christ sagt mit gutem Gewissen zum Arbeiter: „Ich arbeite mit einer Maschine, z. B. Combine, ich bedarf deiner Hilfe nicht." In einer Zeit schärfster Konkurrenz wird es, scheint's, ein Gebot der Notwendigkeit, sich auf die Maschine zu werfen, um die Handarbeit auf das kleinste Minimum zu beschränken. Das bedingt dann aber auch, daß der Größere den Kleineren an die Wand drängt. Auf allen Gebieten, merkt man, ist es das Bestreben, den Kleinbetrieb auszuschalten. Wenn es etwas einbringen soll, muß es großzügig betrieben werden. Die Folge ist, die Reichen werden immer reicher, die Armen immer ärmer.

Mein lieber Christ, spinne den Faden weiter. „Die Ungerechtigkeit wird überhandnehmen, (weil die ganze Welt vom Materialismus erfaßt ist), und die Liebe wird in vielen erkalten". Wird die Liebe auch in vielen Christen erkalten? Gehörst du zu den klugen oder zu den törichten Jungfrauen? Der Ruf erschallt: „Der Bräutigam kommt!"

Mit Gruß C. H. Friesen.

Kampf.

Der uralte Kampf zwischen Licht und Finsternis bleibt keinem gesund denkenden Menschen erspart. Unser Leben gleicht einem neuen Schuh. Andere sehen ihn bewundernd an, fühlen aber nicht, wo er drückt.

Die Menschheit ist dazu veranlagt, Gegensätze aufzustellen, Trennendes hervorzuheben, Fehler aufzubauschen; warum nicht das Gute, Zusammenhaltende, Einigende hervorheben? Durch gewisse äußerliche Enthaltungsvorschriften, durch moralische und ethische Maßregeln wird man einen Menschen nicht bessern. Der Mensch kann nur gebessert werden, wenn es von innen heraus, durch Veredelung des Geistes und Herzens, das von Oben entzündet werden muß, geschieht.

Der Weg zur wirklichen inneren geistigen Entwickelung geht nur ducht Leid, niemals durch Freude od. Glück. Aber wer hat den Sinn des Lebens und des Leides überhaupt erfaßt? Man kann keinen Menschen zu irgend einer Erkenntnis zwingen, für die er nicht reif ist. Wirklich geistig entwickelte Menschen werden nie gering von einander sprechen, das tun nur die noch Unentwickelten.

Jede Höhe setzt eine Tiefe voraus. Wie könnteh wir das Gute unterscheiden, wenn das Böse nicht wäre. Geistige Höhenentwickelung geht nur durch Kampf und Sieg über die Materie, und töricht ist es zu glauben, daß solches ohne Kampf geschehen kann. Ursache und Wirkung ist ein uraltes Gesetz, das von niemanden aufgehoben werden kann.

Haß und Ungerechtigkeit fällt unweigerlich auf seinen Urheber zurück, so wie uns die Liebe segnet, wenn wir Liebe geben. Alles Vergängliche ist nur Gleichnis. Und daß die Menschen in ihrer großen Mehrheit immer mehr nach dem Schein, als nach dem Wesen der Dinge selbst urteilen, ist bekannt.

Ein vornehmer, anständiger Mann wird niemanden reizen, sich aber auch nicht auf die Füße treten lassen. Viele Menschen leben kein eigenes Leben, sondern leben das Leben anderer. Man beschäftigt sich viel zu sehr und zu intensiv mit dem Tun und Lassen anderer. Wir sehen dort den Staub vor ihren Türen, daß man aber auch vor der eigenen Tür Staub wischen soll, kommt uns nicht in den Sinn. Dann gibt's noch eine Klasse von Leuten, die versäumen nie, andern Hilfe anzubieten, wenn sie bestimmt wissen, daß ihr Angebot nicht angenommen wird. Großes Herzeleid macht manchmal nicht so elend, wie der tägliche Umgang mit kleinlichen Menschen. Der Mensch sei klein und demütig, nie aber kleinlich. Wir alle haben in der Schule des Lebens zu lernen, denn Erfahrung, Weisheit und Tüchtigkeit lassen sich nicht vererben. s-n.

Amerikas rote Schmach.

Dr. med. et. phil. Gerhard Venzmer.

Den nachfolgenden Artikel entnehmen wir einem soeben von Dr. Gerhard Venzmer im Weltbund-Verlag, Hamburg, erschienen Werk „New York ohne Schminke", das nicht nur von Wolkenkratzern, Riesenverkehr und Massenproduktion berichtet, sondern auch die „Kehrseite der Medaille" mit aller Offenheit aufzeigt.

Im Jahre 1619 betraten die ersten Schwarzen amerikanischen Boden; ein holländisches Kriegsschiff verkaufte zwanzig an der Küste aufgegriffene Neger in Jamestown an englische Farmer der englischen Kolonie Virginia als Sklaven. Diese zwanzig Schwarzen waren für Nordamerika das, was für eine frische Bakterienkultur das winzige Spürchen Keime bedeutet, mit denen die noch unberührte Nährschicht beschickt wird. In der Tat ist diese Impfung unerwartet gut „angegangen": heute beherbergen die Vereinigten Staaten mehr als zwölf Millionen Neger.

Als der weiße Mann vor rund vier Jahrhunderten Nordamerika anzusiedeln begann, gab es im Gebiet der jetzigen Vereinigten Staaten rund eine Million Indianer. Diese Zahl ist heute auf etwa 230,000 zusammengeschmolzen und nimmt weiter erschreckend ab, während die Gesamtzahl der amerikanischen Neger sich weiter rapide vermehrt, viel rascher als die Weißen. So gehen im gleichen Tempo, in dem sich die Neger auf dem aufsteigenden Ast bewegen, die Indianer, die einstigen Herren des Landes, als eigene Rasse unaufhaltsam ihrem völligen Untergang entgegen. Wie die Schwarzen, so haben auch viele Rothäute sich der Zivilisation des weißen Mannes angepaßt; manche leben sogar als Gelehrte, Politiker, Aerzte und Schauspieler in den Städten. Weitaus die meisten aber sind in „Reservationen" untergebracht, und deren Los ist zweifellos das traurigere. Wenn man von den trostlosen Verhältnissen in diesen Indianerlagern hört, wenn man erfährt, in welch schmachvoller Bevormundung das amerikanische Indianer-Amt in Washington den einstigen Herren Amerikas ihr rechtmäßiges Eigentum vorenthält, dann empfindet man es wie Hohn, daß solche Zustände ausgerechnet im gleichen Lande möglich sind, von dem die Welt unter vielen hochtönenden Phrasen mit dem „Selbstbestimmungsrecht" und „Minderheitenschutz" beglückt wurde. Dieser „Minderheitenschutz" sieht — was die Indianer anbelangt — in den Vereinigten Staaten so aus, daß man rund 225,000 Indianer als nicht befähigt erklärt, ihr Eigentum in Besitz zu nehmen. Dadurch verfügt das Indianer-Amt über die mehr als 90 Millionen Dollars Barvermögen und anderthalb Milliarden Dollars Bodenwerte, die den 225,000 durchaus gegen ihren Willen bevormundeten Indianern rechtmäßig gehören. Mit diesen reichen Mitteln läßt das Indianer-Amt Brücken und Wege bauen, die in erster Linie den weißen Touristen zugute kommen, an denen den Indianern aber selbst ganz und gar nichts gelegen ist. Lehnen sich die Rothäute gegen solche Verwendung ihres Eigentums auf, oder begehen sonstige Uebertretungen", verlassen sie z. B. gelegentlich ohne Erlaubnis ihre Reservation, so sind harte Gefängnisstrafen die Folge.

Das willkürliche Schalten und Walten mit dem Eigentum der Indianer ist um so ungeheuerlicher, als in den Reservationen Geldmittel dringend benötigt werden. Mehr als ein Fünftel der Indianer leidet an Trachom. Die Tuberkulose räumt furchtbar unter den Rothäuten auf. In 33 Staaten ist die immer noch im Steigen begriffene Sterblichkeitszahl der Rothäute zweieinhalbmal so hoch wie der Weißen. Dr. Haven Emerson, der Ordinarius für öffentliche Gesundheitspflege in der Columbia-Universität, mußte die beschämende Feststellung machen, daß ihm „außerhalb Rußlands, Indiens und Chinas keine Gebiete, keine Rassen und keine Stämme bekannt seien, die

eine solche traurige Vernachlässigung der elementarsten Schutzmittel gegen verhütbare Krankheiten und Tod aufweisen, wie es bei den Indianern der Vereinigten Staaten der Fall ist."— Zwei californische Amtsärzte, die sich zum Studium zwei Monate hindurch bei den Indianern des nordöstlichen Californiens aufhielten, mußten einen ähnlichen vernichtenden Bericht abgeben, der in folgenden Feststellungen gipfelt:

1. Die schlechte Behandlung der Indianer Californiens während der letzten 70 Jahre hat die Bevölkerung von über 100,000 auf etwa 70,000 reduziert.
2. Die Indianer leben jetzt von der Hand in den Mund, und zwar in Häusern, die zum Wohnen ungeeignet sind, auf unbrauchbarem Grund und Boden ohne Wasser.
3. Ihre Erziehung kann nicht Erziehung genannt werden.
4. Viele Krankheiten herrschen unter ihnen, und trotzdem kümmert sich niemand um sie.
5. Ihnen werden weder in ihrem Privatleben noch in ihrem Geschäftsverkehr mit der Außenwelt Ratschläge, Beistand oder Ermutigung zuteil.

Nach diesen Erhebungen ist das gänzliche Erlöschen der indianischen Rasse in Nordamerika nur noch eine Frage der Zeit. Mit ihnen schwindet der Zauber, der über dem weiten Lande, über den Bergen, Flüssen und Seen, über den Prärien und unergründlichen, schweigenden Wäldern lag. Eisenbahnen durchrasen das Land, Tunnels fressen sich durch die Berge, Fabriken senden ihren schwarzen Qualm über die Ebene, und die Wasserfälle, in deren Brausen die Indianer den Atem Gottes zu spüren meinten, müssen unter dem Zwang des weißen Mannes ihre Kraft in Elektrizität umsetzen. In kümmerlichen, dahinsiechenden Resten leben sie weiter, deren Poesie wir als Knaben mit begierigem Schauer tranken: die Irokesen, Delawaren, Apachen und wie sie alle heißen mögen. Eine müde Melancholie des Sterbens liegt über ihnen, und man begreift nun das Sprichwort der Indianer, das da lautet: „Wir sind wie die sinkende Sonne oder wie die herbstlichen Blätter, niedergetreten von mächtigen Reitern."

(Eingesf. von J. J. Janzen.)

Ewige Sicherheit

oder

Kann ein wiedergeborenes Kind Gottes verloren gehen?

(Von J. D. Buller, Malin, Oreg.)

(Fortsetzung.)

Wenn ein Sohn seinem natürlichen Vater untreu wird, in die Fremde geht und sich in den tiefsten Tiefen der Sünde wälzt, seinen Vater verleugnet, sich sogar einen anderen Namen gibt und sein Vater ihm auf immer ade! gesagt, ja, ihn sogar von allem, was sein ist, enterbt hat, bis es scheint, Vater und Sohn sind auf immer geschieden. Das mag nun sein, so weit wie es ihr Zusammenkommen betrifft, aber sie können machen was sie wollen, sich auf ewig scheiden nach ihrem Dafürhalten, aber eins können sie nicht rückgängig machen, daß sie Vater und Kind sind, und es auch bleiben. Der Sohn bleibt eben Sohn. Warum? Weil er von dem Samen seines Vaters gezeugt ist. Das geht nun einmal nicht mehr zu ändern. Nun aber, wie geht es dann auf geistlichem Gebiet? Wenn jemand als Gottes Sohn geboren ist, wie kann er, oder sonst jemand seine geistliche Geburt rückgängig machen? Ist er nicht von dem Samen Gottes, seines Vaters, gezeugt? Ev. Joh. 1, 13 und 1. Pet. 1, 23. Wer kann diese Tatsachen leugnen? Oder ist die geistliche Geburt nicht so stark wie die fleischliche? Gewiß doch.

Sollte es möglich sein, daß jemand, der einmal wiedergeboren ist, doch noch wieder verloren gehen könnte, der einzige Weg wie das möglich wäre, ist, er müßte natürlich als Gottes Kind verloren gehen. Ich sage „wenn es möglich wäre" aber ich bin überzeugt, daß wenigstens alle mit mir übereinstimmen, „daß es nicht möglich ist, als Gottes Kind verloren zu gehen". Nun sagt mir doch bitte, auf welchem Wege er verloren gehen kann, wenn weder Gott selbst noch irgend ein anderer ihn umwandeln kann zu einem andern Kinde als Gottes Kind? Ebensowenig wie das dem Fleische nach geht, geht das auch nicht dem Geiste nach. Und doch wird solcher Unsinn viel von der Kanzel gepredigt. Ich selbst muß zu meiner Schande bekennen, daß ich in meinen früheren Jahren solchen blöden Unsinn gepredigt habe, daß in der Hölle viele sein werden, die einmal wiedergeboren waren. Unwissenheit ist die einzige Ursache für solche Lehre. Brüder, laßt uns doch die reine Wahrheit predigen, wie sie in Jesu ist.

Wir Gläubige sind Glieder an Christus dem Haupt. Wir sind es geworden durch den Tod, denn wir sind gestorben Röm. 6, 1—11; 2. Kor. 5, 14; Gal. 2, 19; Kol. 3, 3. Diese Bibelstellen sind Beweis dafür, Gott hält uns auch dafür und sieht uns an als gestorben. Nun hat er es nicht mit toten Menschen zu tun, sondern mit einem neuen lebendigen Menschen in uns, nämlich „Christus in euch die Hoffnung der Herrlichkeit" Kol 1, 27. Mit diesem handelt Gott nun und er hat gesagt: „Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe". Christus ist für unsere Sünden gestorben und zwar für alle, für die Sünde der Vergangenheit, der Gegenwart und auch die der Zukunft. „Jesus paid it all". Jesus hat alles bezahlt, sollte nun ein Gläubiger verloren gehen? Bitte, für welche Sünde würde er dann verloren gehen? Für die bezahlte? Er müßte es, denn keine unbezahlte hat er. Ginge er nun für die bezahlte verloren, so würde Gott zweimal für die eine Sünde strafen. Gott ist gerecht, es ist genug, daß er Jesum für alle unsere Sünde strafte. Gott sei Lob und Dank hierfür. Ja, noch mehr: Röm. 6, 7 sagt uns, „denn wer gestorben ist, der ist gerechtfertigt von der Sünde". „Gerechtfertigt" meint „gänzlich frei davon". Auf wie lange denn frei gemacht? Auf immer und für ewig. „Durch sein eigen Blut ist Christus einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlösung erfunden". Hebr. 9, 12. Ja, Gottlob, ewig erlöst durch des Lammes Blut. Gott selbst spricht uns auf ewig frei; wir stehen vor ihm als solche, die nichts dazu beigetragen haben. Es soll doch niemand so töricht sein und glauben, daß er durch sein gerechtes Leben fromm sein und durch seine guten Werke, weder gerettet werden noch gerettet bleibt. Wer so denkt der raubt dem Herrn Jesu seine Ehre und sein Verdienst auf Golgatha. Was wir sind und haben, ist aus lauter Gnade und umsonst und ohne Verdienst unsererseits.

Aber sagt jemand, halt einmal stille. Das Ding hat zwei Seiten. Ich habe viele Schriftstellen, die das Gegenteil beweisen von dem, was du gesagt hast. Nun gut, wir wollen brüderlich sein und diese Schriftstellen betrachten. Um nicht einseitig zu sein, sind wir verpflichtet, das zu tun.

Wenn das, was ich bisher gesagt habe, nicht die Wahrheit ist, so fällt es zusammen und mit Recht so. Wenn aber Wahrheit, dann wird weder brüderliche noch unbrüderliche Kritik schaden, sondern im Gegenteil, die Wahrheit klarer an das Licht bringen. So ist uns durchaus nicht bange, die Kritik zu hören.

Ich möchte aber im voraus sagen, daß ich mir wohl bewußt bin, daß in der Bibel eine Anzahl Schriftstellen zu finden sind, die „scheinbar" das Gegenteil von dem Gesagten beweisen. Ich sage das Wort „scheinbar" mit Berechnung, denn so es nicht scheinbar ist, dann ist es in Wirklichkeit so, und in solchem Fall müßte die Bibel sich selbst widersprechen. Kein gesunddenkender Mensch glaubt solches.

Doch wir wollen jetzt diese andere Seite betrachten. Wir fangen von vorne an, und zwar mit einem Beispiel von dem „Könige Saul" 1. Sam. 16, denn König Saul ist gewöhnlich einer von den ersten, der angeführt wird, als Einwendung gegen diese Wahrheit. Es wird hingewiesen, wie er so einen schönen Anfang machte und daß er sogar den Geist Gottes bekam und prophezeite, aber doch zum Fall gekommen und der Geist Gottes doch von ihm wich und ein böser Geist ihn beseelt habe, womit man sagen will, daß Saul ewiges Leben hatte, aber es verlor und schließlich doch verloren ging.

(Forsetzung folgt.)

Die letzten Zeiten unseres Lebens in der Sovietunion.

Das Leben unserer Mennoniten in U.S.S.R. wird allerdings schon sehr oft in den deutschen Zeitschriften beleuchtet worden sein, aber dennoch gedenken wir, die wir jetzt aus dem Joche der Tyrannen entkommen sind, das Leben der deutschen Kolonisten im Amurgebiet zu schildern. Seit dem Jahre 1927 gingen viele Mennoniten aus verschiedenen Orten der U.S.S.R. nach dem Osten zu, von denen die größte Zahl aus Sibirien kam und gründeten ihr neues Heim im Amurgebiete, 90 Kilometer von der Stadt Blagoweschtschensk entfernt. In kurzer Zeit entstanden verschiedene Kolonien und wenn es auch verschiedene Anfangsschwierigkeiten gab, wurden doch tapfer geschafft und die Ansiedlung ging vorwärts. Freilich blieb auch hier manches zu wünschen übrig, aber es ist ja kein Platz auf der Welt wo das nicht so wäre. Zwei Jahre Ueberschwemmung und dazu die großen Herbstregenperioden, es wurde schwer und manch einem Hausvater sank der Mut, weil die Frucht im größten Teile verfaulte, aber dennoch führte der große Gott es wunderbar, auch in diesen Trübsalszeiten, so daß die wenigsten scharfen Hunger leiden mußten. Wenn auch einem manchen die Zukunft immer schwerer und schwerer schien und dennoch mußte man sagen: Es herrschte viel Glück und Segen daselbst. Von seiten der Regierung wurden wir mehr übersehen als in der alten Heimat, weil im Amurgebiet bis dahin noch keine Deutschen gewesen waren und wir als ein zivilisiertes Volk angesehen wurden und gedachten auch, daß wir hier zum Sozialismus übergehen würden. Und da im ganzen unser Volk sich auch hier sehr im Rahmen der Mennoniten verhielt, so kam auch die Regierung nicht sogleich dahinter, was für ein Ziel wir eigentlich verfolgten. In landwirtschaftlicher Hinsicht wurden Statuten des landwirtschaftlichen Kollektivs angenommen und selbige zum größten Teile nur auf dem Papier blieben, so gelang es uns, unsere individuelle Wirtschaft immer mehr hervorzuheben. Dieses Glück hatten wir bis 1929, wo auch dieses plötzlich ein Ende nahm und die Regierung auch auf uns ein scharfes Auge legte, wie in religiöser, so auch in wirtschaftlicher Hinsicht, in den Schulen und in allem wurden wir mehr unter Kontrolle gestellt, die Getreidebeschaffung wurde in scharfen Regeln durchgeführt, die Kollektive wurden reorganisiert und Statuten der Neuen Reform des fünfjährigen Planes vorgelegt und nach welchem wir uns zu fügen hatten, freilich es gab einen bitteren Kampf ab, es zog sich etliche Tage, die Zukunft wurde mit jedem Tage dunkler, den letzten Teil Vermögen abzugeben und sich der Knechtschaft anzuschließen, wo außer Untergang und Verderben die Zukunft nichts zusagte. Es war ein schwerer Kampf, es gab tägliche allgemeine Versammlungen. Da plötzlich unternahm die G. P. U. hierzu Schritte, arretierte 19 Mann und brachte sie ins Gewölbe. Keiner wurde zugelassen, mit denselben zu sprechen, um den Grund des Arrestes zu erfahren. In dieser Zeit ergriffen mehrere die Flucht nach dem Auslande, China, nach welchem sofort der Kommandant der G. P. U. erschien und verlangte von der Allgemeinen Versammlung einen entschiedenen Grund der Flucht, was auch vorgehoben wurde. Es sei wegen des Arrestes und wir wünschten zu erfahren den Grund des Arrestes, welches aber sofort abgelehnt wurde mit den Worten: Noch sei niemand unschuldig in der Sovietunion arretiert worden, gab aber das Wort, niemand zu arretieren in Zukunft, wenn wir alle ins Kollektiv eintreten und fleißig helfen würden, den Sozialismus aufzubauen, das Vermögen selbstverständlich alle hinzugeben, welches auch sofort durchgeführt wurde und dennoch gelang es in ziemlich geheimer Weise einen Teil unseres Vermögens in individuellem Stande zu nutzen. Es sollte noch die Reinigung der Mitglieder stattfinden, d.h.

alle gegenwärtigen und gewesenen Prediger, Mittelbauern, welche früher Dienstboten gehabt hatten usw., selbige als schädliche Elemente betrachtet wurden und aus den Reihen der Mitglieder unbedingt gestrichen werden sollten. Dieses konnte aber nicht durchgeführt wurde, weil unter uns große Einigkeit herrschte, und keiner den anderen angab. Von seiten der Regierung wurde aber immer mehr das Auge auf uns gelenkt. Die Einnahmen in der Wirtschaft hörten nun auf und keiner durfte auf Einnahme im Herbst rechnen, solches findet in der kollektiven Wirtschaft nicht statt. Die Lage wurde für jeden Familienvater immer schwieriger; keine Ware konnte man erhalten. Es wird vielleicht mancher Leser darn zweifeln, wenn ich sage, in der Sovietunion ist keine Ware. In den großen Handlungen der Stadt sieht man nur große Reihen Menschen. Jeder Eintretende fragt: „Wer ist der Letzte und was gibt es?" Freilich an Manufaktur und Fußzeug usw. ist kein Gedanke. Sie warten einzig auf Produkte, welche es nur in sehr geringen Mengen gibt. Die Lohnzahlung für die Mitglieder im Kollektiv ist allgemein schön eingeführt. Arbeiten müssen alle Arbeitsfähigen nicht nur 8 Stunden am Tage. Im Herbst soll der Lohn ausgezahlt werden, aber als der Herbst kam, merkte schon jeder, daß die Zahlung nicht erfolgen würde, denn das Kollektiv hatte nichts herausgebracht. Das erhaltene Mehl usw. wird alles vom Lohn abgerechnet. Die Norm von Produkten auf die Arbeiter ist 6 Kilogramm pro Monat und wenn's zum Herbst kommt, und die Jahresrechnung vorgelesen wird, da hat das Kollektiv viel Schulden und dann heißt es: „Kameraden, wir müssen in Zukunft damit rechnen, daß unsere Finanzlage sehr schwach steht. Zudem müssen wir unsere wirtschaftliche Industrie heben und rechnet mit der Vollziehung des Fünf-Jahr-Planes. Am Ende desselben werden wir auf 100% bedient werden, aber gegenwärtig müssen wir mit dem zufrieden sein, was wir haben und jetzt müssen wir auf irgend eine Weise durchkommen. Viel Winterkleider anschaffen ist nicht nötig, wie bald erscheint der Frühling und dann braucht man sie nicht." Dann wird der Vorschlag gemacht, den Pajok noch zu verkleinern, dann könnten wir die Frühlingsaussaat vergrößern und desto eher wäre die kritische Lage überwunden. Dieses ist der ganze Lohn, den man erhält. Wendet man dagegen etwas ein, so wird die Sache noch schlimmer, und man erhält freie Kost und freies Quartier von der G. P. U. Das ist so das Bild des inneren Lebens im Kollektiv.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsleben

Hilfswerk-Notizen.

Von Levi Mumaw.

Eine Kabeldepesche unter dem Datum des 15. März von Br. T. K. Hershey meldet seine Heimkehr nach Trenque Laugen, Argentinien, S. A., von seiner Reise zum Besuch der Kolonie der rußlädischen Mennoniten in Paraguay. Br. Hershey sagt ferner, daß er einen Bericht über seine Reise durch die Post an das Exekutiv-Komitee des Mennonitischen Zentralkomitees geschickt hat. Weitere Information über das Werk in Paraguay wird nach Empfang seines Berichtes gegeben werden.

Dr. L. O. Miller berichtet, daß von rußländischen Mennoniten in den Vereinigten Staaten eine Sammlung veranstaltet ist, um die Errichtung eines kleinen Hospitals in der neuen Kolonie in Paraguay zu ermöglichen. Nach dem Kostenüberschlag war für ein solches Gebäude und gewisse nötige Gegenstände die Summe von $600.00 erforderlich, bei der Voraussetzung daß die Kolonisten das nötige Bauholz kostenfrei liefern und die Bauarbeit ausführen. Bis 17. März 1931 waren für diesen Zweck $120.00 eingegangen, und zwar von folgenden Gebern:

Gerh. Wiens, Newton Kans.	$50.00
Jac. Hiebert, North-Lima, O.	10.00
Waldemar Wiens, Whitewater, Kans.	5.00
Herm. Rempel, Fresno, Cal.	10.00
Gerhard Lepp, 10300 Carnegie Ave. Cleveland, O.	10.00
Rußländ. Mennoniten in Detroit, Mich.	30.00
Jean Thießen, 245 Spaulding Ave. Chicago, Ill.	5.00
	$120.00

Ein Bruder von Hutchinson, Kans., schreibt uns wie folgt: „Habe von schlimmen Zuständen und Nöten in anderen Ländern gelesen und glaube, es ist unsere Pflicht, den Bedürftigen zu helfen, wie Paulus schreibt: Arbeitet mit euren Händen, daß ihr habet zu geben den Dürftigen. Der Herr stellt uns auf die Probe, ob wir bereit sind, den Armen Hilfe zu leisten. Hiermit schicke ich Scheck. Brauche es wo es am nötigsten ist, entweder in Süd-Amerika oder Harbin, China."

Dies ist ein praktischer Ausdruck der christlichen Barmherzigkeit. Viele Briefe aus Rußlond berichten von großen Notständen unter den Christen in jenem unglücklichen Lande. Diejenigen, welche die Flucht in andere Länder gewagt haben, um den unerträglichen Verhältnissen zu entrinnen, taten es unter den größten Entbehrungen und Leiden, doch um der religiösen Freiheit willen für sich und ihre Kinder, und auch um der großen materiellen Not zu entgehen, waren sie bereit, das Aeußerste zu wagen.

Einer der letzten Briefe aus Paraguay zeigt, daß bei allen Beschwernissen, die mit dem Pionierleben in einem neuen Lande verbunden sind, es auch Zeiten der Freude gibt, wozu die Weihnachtszeit besondere Veranlassung bot. Jedes Dorf gab mit den Kindern und jungen Leuten ein Weihnachtsprogramm. Bruder Hiebert schreibt: „Es scheint sonderbar, Weihnachten und Neujahr im Hochsommer zu feiern. Wir hatten etwas Candy und Nüsse gekauft für die Kinder, und ihr Freude stand hinter der Freude der Kinder in Nordamerika keineswegs zurück. Sie erhielten viel weniger (sehr wenig), aber es wurde von ihnen sehr wertgeschätzt, da sie derartiges nicht mehr gesehen seit sie Deutschland verlassen hatten."

Eine Sitzung des Executiv-Komitees des Mennonitischen Zentral-Komitees fand den 21. März in Philadelphia statt. Aeltester David Toews aus Rosthern, Sask., Vorsitzender der Canadischen Kolonisations-Board, und Jakob H. Jantzen von Waterloo, Ont., Aeltester und Leiter mehrerer rußländischen Mennonitengemeinden in Ontario waren anwesend und nahmen an den Beratungen Teil. Die Probleme und Beschwernisse, vor welche die Mennoniten in Rußland sich gestellt sehen, wurden eingehend erwogen in der Hoffnung, daß sich Mittel und Wege zur Hilfeleistung finden. Die Bestrebungen in dieser Richtung werden fortgesetzt. Man hofft auf vereinigte Bemühungen aller Organisationen in den Vereinigten Staaten und Canada, welche sich die Hilfeleistung in Rußland zur Aufgabe machen.

Die Probleme, die unsere Organisation besonders angehen, wurden ebenfalls gründlich erortert und man erwartet, daß denen, die um Hilfe nachsuchen, auch fernerhin geholfen werden kann. Die Beiträge sind in den letzten Monaten etwas spärlich eingekommen, doch kamen ermutigende Berichte über besondere Anstrengungen zur Aufbringung der nötigen Mittel. Wenn alle Gruppen, die sich an dem Hilfswerk beteiligen, dieser Sache ihre Aufmerksamkeit geben, und wenn sie dies prompt tun, kann viel ausgerichtet, und unsern so bedürftigen Brüdern geholfen werden. Es ist wünschenswert, daß die Beiträge soviel als möglich für das Hilfswerk im allgemeinen geschickt werden können wo die größte Notwendigkeit vorhanden ist. Möge jeder das Seinige tun.

Scottdale, Pa. 27. März 1931.

Korrespondenz-Bibelstudium frei!

In Deutsch und Englisch.

Von Rev. J. B. Epp, früher Bibellehrer in der Oklahoma Bibel-Akademie und in Hesston College, Kansas.

Dieser Unterricht ist frei, nur möchte man die **direkten Unkosten** bezahlen helfen, wie Druckerkosten, Postgeld, etc. Korrespondenz Studium wird benutzt auf fast allen Gebieten, drum auch für Bibelstudium. Dieser Unterricht ist für jung und alt. Das Alter meiner Schüler ist von 16 bis 65 Jahre. Die Bibel ist geschrieben **vor allem für einfache Leute. Alle** sollen sie studieren, nicht nur lesen, entweder in einer Bibelschule oder daheim. Darum ist mein Unterricht auch einfach und praktisch. Wer nun interessiert ist für solches Studium, der hole sich eine solche „Bekanntmachung" von dem, der dieses vorliest, und schreibe mir dann um nähere Auskunft. Man kann irgend eine Zeit hiermit beginnen. Am besten ist's **gleich**. Zeit für Bibelstudium findet jeder, der seine Bibel wirklich lieb hat! Gott segnet dieses mein Unternehmen recht sichtbar. Eine große Zahl sind schon eingeschrieben, und alle berichten von großem Segen, den ihnen das Studium bringt. Man beginne mit dem Lukas Evangelium, weil die S. S. Lektionen bis zum 1. Juli aus diesem Buch genommen sind.

Grüßend, im Interesse von mehr allgemeinem Bibelstudium,

J. B. Epp, Los Angeles.

5915½ Lexington Ave.

Salatiga, Java,

den 12. Jnuar 1931.

Der Herr möge Ihnen auch im neuen Jahr viel Gnade und Weisheit schenken zu Ihrer Aufgabe als Editor, damit das Blatt noch vielen zum Segen gereichen und ein Wegweiser sein möge nach der ewigen Heimat! Er segne auch alle Ihre Mitarbeiter an Ihrem Blatte!

Mit unserer Mennonitischen Mission, oder wie die Holländer sagen: „Taufgesinnten", geht es voraus, aber es bleibt doch nur immer bei einzelnen Personen, die den Herrn suchen. Bei hunderten kommen die Javanen noch nicht zur Bekehrung. Viel anders ist es dagegen in ihrem Streben nach Bildung, infolge wovon sich unter ihnen schon manche befinden, die das Prädikat „Doktor" vor ihren Namen setzen, oder auch „Doktor der Rechte". Ueberall drängt sich die Jugend nach den Schulen und wenn möglich nach solchen, in welchen der Unterricht in holländischer Sprache gegeben wird.

Kann aber Bildung und Aufklärung ohne Christentum den Menschen schon glücklich machen? Der Apostel Paulus achtete alle seine gesellschaftlichen, irdischen Vorteile und Vorzüge für Nachteil im Vergleich mit dem alles überragenden Wert der Erkenntnis Christi Jesu.

Die Brüder unserer Mission hier auf Java wie Thießen, Janß, Hübert und Schmitt stellen noch immer ihren Mann in der Arbeit. Und dasselbe kann man auch von den Missionsärzten und den inländischen Helfern und Lehrern sage. Zur Ehre Gottes kann man mitteilen, daß unsere europäischen Missionsarbeiter sich meistens guter Gesundheit erfreuen, sodaß sie nur selten in ihrer Arbeit durch Krankheit gehindert werden.

Mit mir ist es hierin anders. Nachdem ich 40 Jahre in der Mission gearbeitet hatte, mußte ich Krankheit halber meine Entlassung nehmen und zog dann nach der Stadt Salatiga, die 600 Meter über dem Meeresspiegel liegt und zwar in der Hoffnung, hier von den Folgen der Malaria befreit zu werden. Hierzu ist es aber noch nicht gekommen. Der Herr geht eben mit jedem seiner Kinder seine besonderen Wege. Er handelt nie schablonenmäßig und ist niemand Verantwortung schuldig. Dabei weiß Er, was jedem am nützlichten ist.

Mit herzlichen Grüßen auch an Ihre l. Gattin, Ihr im Herrn verbundener Joh. Fast.

New York, 400 Madison Ave.,

25. März 1931.

Sehr geehrte Herren:

Wir bekommen von unserem Hauptbüro in Berlin die Mitteilung, daß im Sommer dieses Jahres eine Deutsche Landwirtschaftliche Ausstellung in Hannover stattfindet. Wir hören über dieselbe wie folgt:

„Die deutsche Landschaft ist am lieblichsten in der schönsten Saison des Jahres — wenn der Frühling in den Sommer übergeht. Zu dieser Jahreszeit ist Hannover, Deutschlands „Smaragd-Metropolis", in seiner Blüte. In diesem Jahr, vom 2.—7. Juni, wird es doppelt anziehend sein, ganz besonders für Ausländer, denn für diese Woche ist dort die große Landwirtschaftliche Wanderausstellung geplant, arrangiert von der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin. In deutschen landwirtschaftlichen Kreisen sieht man dieses Ausstellung als dem „großen

Ereignis des Jahres" entgegen, das gleichzeitig die Aufmerksamkeit aller auf landwirtschaftlichem Gebiet Interessierten in allen europäischen Ländern auf sich lenkt. Ausstellungen deutschen Viehes, landwirtschaftlicher Produkte, sowie Ackerbaugerätschaften werden auf den grünen Flächen der Wanderaustellung vorherrschen. Reit- und Fahrtournamente, Tagungen von Landreitklubs, jugendliche Spiele, eine Dorfkinema und eine Festlichkeit, auf der die altertümlichen Kostüme von Hannover gezeigt werden,sind vorgesehen und auch die benachbarten Provinzen werden zur Verschönerung der Veranstaltung beitragen."

Die Amerop Travel Service Inc. in New York, 400 Madison Ave., Chicago, 132 N. La Salle St. und Cleveland, 947 Union Trust Bldg.— sind gern bereit, Näheres über diese Ausstellung allen Interessierten mitzuteilen.

Hochachtungsvoll,

Amerop Travel Service Inc.

E. Berger.

Glendale, Cal.,

den 3. März 1931.

An die Redaktion der „Rundschau", Winnipeg.

Anbei übersende ich Ihnen einen Artikel, welchen Sie vielleicht die Freundlichkeit haben, in der „Rundschau" abzudrucken.

Mit bestem Gruß

J. J. Janzen.

Glendale, Calif.,

Ein verspäteter Neujahrsgruß aus Glendale, Californien!

Wie so gerne hätten wir unsere lieben Verwandten, Freunde und geistlichen Geschwister durch ein eigenhändiges, persönliches Brieflein gegrüßt, doch meiner schwachen, sehr bald 78jährigen Augen halber, muß ich diesem Wunsche entsagen. Wo sind sie denn, diese alle unsere Lieben? In vielen Weltteilen der Erde zerstreut und verschlagen. Einst, die Mehrheit, mit wenigen Ausnahmen beheimatet in Südrußland, Gnadenfeld, meinem Geburtsorte, Molotschna und der Krim. Und wo sind sie jetzt? Noch viele zurückgeblieben im zerrissenen, versunkenen alten Vaterlande, und so manche, so gar Viele, trotz allem Herzeleid und Weh, am ewig beschneiten, kalten Uralgebirge, dazu noch weiter in dem tränenüberschwemmten Norden. Auch versetze ich mich im Geiste nach China und Indien, wo wir liebe treue Geschwister finden, die dem Rufe des Meisters gefolgt sind. Gott segne Euch auch ferner in eurer Arbeit und kröne euer Werk mit geretteten Seelen für euren Meister. Und wer hätte in seiner Jugend davon geträumt, daß wir einen lieben alten Onkel, Cousin und Cousinen mit Kindern und Kindeskindern in Jerusalem, in dem heiligen Lande, wohnen haben würden. Wir schätzen eure herzliche, warme Freundschaft und die werte Korrespondenz und die übermittelten Briefe aus dem Jammertal. — Wohl im Zickzack nehme ich meinen Geistesflug über weite Meere, Berge und Täler nach Brasilien zum l. Vetter Hamm mit seiner Familie, dann über Deutschland nach Canada. Meine Geschwindigkeit übertrifft die der neuesten Flugmaschinen. In Deutschland könnten wir manchen Abstecher machen, in Städten und auf dem Lande befinden sich auch dort elternlose Kinder meiner Geschwister, welche schon 5 Jahre unter der Trennung gelitten haben. Canada, das große, weite Land, mit all seinen Provinzen, birgt ebenfalls viele, die uns sehr nahe stehen. Wären meine Jahre nicht so vorgerückt, dann hatten wir wohl mit Gottes Willen geplant, den nächsten Sommer eine Reise per Auto zu machen, nach British Columbia, Manitoba und Ontario, wohin nicht längst die Töchter meiner jüngsten Schwester eingewandert sind. Die Reisegesellschaft hätte aus Cousine Gretchen Neufeld, Reedley, meiner Martha als Chauffer und mich bestanden. Doch der Herr hat seinen Plan und wir Alten müssen freudig aufgeben und das ist auch eine große Kunst auf Erden.

Newton, Kansas, darf nicht so vorübereilend am Wege liegen bleiben, hatten wir doch auf unserer Wanderschaft 9 volle Jahre in der Nähe von Bethel College unsere Pilgerhütte aufgeschlagen und genossen daher das Vorrecht, mit unsern l. Kindern dort aus und einzugehen. Manches Gute manche Freude haben wir dort genossen, mancher frohe Augenblick ist uns dort verflossen. Nicht nur durch Gemeinschaft mit Freunden und Verwandten, sondern auch durch die junge Liebe der Bethel College Studenten, von denen so manche bei uns aus und eingingen. In aller Schwachheit haben wir versucht ihre Liebe zu erwidern und ihnen Gastfreundschaft und manchmal auch teilweise einen Schatten vom Elternheim zu bieten. — Wo sind diese Alle? Gott weiß es, wo Er sie hat hingestellt und dort möge Er sie segnen! Viele, wohl die meisten, von den Eltern, ruhen von ihrer Arbeit. Dort in dem Kansasheim war es auch, wo der Herr so sehr tief in unser Leben eingriff, durch schwere verhängnisvolle Krankheit und den plötzlichen Tod unseres unvergeßlichen, ältesten Sohnes. Auch für diese tiefe, scheinbar unheilbare Wunde, hatte der Arzt aller Aerzte himmlischen Balsam:

„Du heilst, o Liebe, all' meinen Jammer,
Du stillst, o Liebe, mein tiefstes Weh."

Kansas ist gut und viele unseres Mennonitenvolkes sind dort heimisch in ihrer zweiten Heimat geworden. Und was ist die Ursache des „Zerrissen- und Zerstobenseins" unseres Volkes? Ist es nicht also? Glaubensüberzeugung, Gottesführungen, eigene Wahl und die Folgen des schrecklichen Krieges? Dieses Verlassen der Heimaten, die Auswanderung und Umsiedlungen, wie viel schwere Kämpfe haben sie gebracht und wie viele werden heute noch gekämpft! —

Allen diesen betreffenden Lieben möchte ich als Neujahrsgruß zurufen: „Haltet Glauben an Gott, ehrt unseren himmlischen Vater durch völliges Vertrauen, werdet nicht mutlos im Kampfe, laßt eure Bürden unter dem Kreuze, seid Licht und Salz in eurer Umgebung, und zieht zum Trotz irdischer Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen eure Straße fröhlich! Schatten fallen, Wetter toben, mächtig ist des Sturmes Weh'n. Durch des Geistes Kraft von oben, möcht ich jeden Sturm besteh'n! Heiland sei mein Fels im Streite, mir als Zuflucht aufgetan! Sei mein Stern der sicher leite, auf des Lebens Pilgerbahn, bis daheim nach Canaan. Wo unser Jesus seine Herrlichkeit mit uns teilen will und wir bei Ihm sein werden allezeit. Es ist der Mühe und des Schweißes wert, den steilen Pfad hinanzuklimmen. Wollen nicht vergessen, daß wir hier nur Pilgrime und Fremdlinge sind.

Noch etwas auf unserer Mitte. Es war uns Weihnachten vergönnt, unter Lichterglanz ein großes, herrliches Familienfest zu feiern. Außer unsern Kindern und Kindeskindern, gesellten sich die 4 Brüder Rempel, Großkinder von Missionar Dirks, früher Sumatra, die Schwester zu diesen 4 Rempels ist unsere liebe jüngste Schwiegertochter. Diese 5 Geschwister haben sich hier in Amerika tüchtig durchgearbeitet, der Großeltern und Eltern Segen, die sie in der Kriegszeit verloren, ruht auf ihnen. Haben in Rußland auch Not und Elend kennen gelernt. — Johann Janzens, mit ihrem Siegfried, früher Krim, von Haus und Hof vertrieben, durch viel Trübsal bis Californien gekommen, gehören auch zu unserem Familienkreis. Dazu noch eine Pastorswitwe aus Dorpat, Ostsee-Provinzen, mit ihren beiden Söhnen, welche in ihrer alten Heimat ebenfalls heimatlos wurden. Die ältesten beiden Söhne hielten kurze Ansprachen, Hans trug das schöne inhaltsreiche Gedicht von Gerok vor, „Ich klopfe an". Musik und Gesang folgten abwechselnd. Die älteren Personen brachten Verheißungen und die Jüngeren die Weihnachtsgeschichte. Die Kleinsten waren glückstrahlend dabei, besonders bei der Bescherung.

Das junge Rempels Quartett erfreute uns zum Schluß mit mehreren russischen Gesängen, besonders schön und ergreifend machte sich das „Vater Unser", und das „Heimweh nach der Heimat." O wie wühlen diese Lieder in Moll und Melancholie im Herzen herum! Unwillkürlich zieht der ganze große Jammer bis nach dem eisigen kalten Norden an unserm Herzen vorüber. Nun, Herr, wann wirst du eingreifen mit deiner Hilfe? Ich bin weit abgeschweift, hier vom Christfest in dem schönen sonnigen Californien bis zum dunklen traurigen Sibirien und Uralgebirge. Diesem Wechsel sind wir arme, sündige Menschen auf dieser Welt unterworfen. Kein Wunder wenn so viele, viele lebenssatt und lebensmüde werden, dazu noch eine unbestimmte Sehnsucht die Brust zerreißen will. „Selig sind die da Heimweh haben, denn sie sollen nach Hause kommen." Heimat, himmlische Heimat, wie bist du so schön! Er trocknet alle Tränen so tröstlich und so mild, und mein unendlich Sehnen, wird nur durch Ihn gestillt.

In herzlicher, christlicher Liebe verbunden Anna Dyck geb. Rempel.

Agassiz, B. C.,

3. März 1931.

Liebe Leser!

Es ist hier, wie wohl auf den meisten Stellen, nicht viel los, das heißt in wirtschaftlicher Beziehung. Die Produkte des Farmers sind sehr billig und Arbeit ist fast keine. Aber weil wir einen Heiland haben, der da sagt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende," so ist damit auch gesagt, daß er in den schweren und schwersten Tagen bei uns ist, und dann sogar am nächsten.

Wie überall, so haben auch wir dieses Jahr mit einer Gebetswoche begonnen, und da durften wir sehen, daß Gott Gebete erhört, denn unsere Jugend fing an zu beten. Wenn man heute so in die Welt hineinschaut und die Blätter liest, so muß man sagen, es geht ein Zug durch die Christenheit, nämlich ein Sehnen, erlöst zu sein von diesem Jammertal. Immer wieder liest man und hört vom Kommen des Herrn. Unser Wunsch ist, immer wartend und bereit zu sein, ihm entgegenzujauchzen, wenn er kommt.

Bei uns hier sind mehrere krank an der Flu. Geschwister Dicks sind in besonderer Weise betroffen. Die ganze Familie hat abwechselnd das Bett hüten müssen. Sonst ist von unsern Mennoniten niemand betroffen von dieser Krankheit.

Eine ernste Sprache wurde zur Familie Geschwister H. P. Jantz und zu uns allen gesprochen. Freitag, den 27. Februar, um 11 Uhr vormittags, kam Br. Jantz ins Haus und sagte zu seiner Frau, ihm sei nicht wohl, und er sinkt zu ihren Füßen hin, vom Schlag gerührt. Die linke Seite ist gelähmt. Br. Dahl war gerade auf dem Hofe und half, ihn ins Bett bringen. Der Doktor war dann auch noch nicht gleich zu haben, er mußte bis gegen Abend ohne ärztliche Hilfe liegen. Ein großes Glück war es, daß ihm die Sprache nicht ganz genommen war, wenn es auch schwer war, ihn zu verstehen Er regelte noch Verschiedenes im Falle er wirklich sterben würde. Eine besondere Freude für ihn ist es, daß er sich in gesunden Tagen zum Herrn bekehrt hat. Der Herr hat Gnade gegeben, Br. Jantz ist noch unter den Lebenden und auf dem Wege der Besserung.

Jetzt muß ich noch von einem Unglück berichten, das sich nicht weit ab bei Mennoniten zugetragen hat. Drei Jünglinge, Barkmann, Pauls und Dörksen, gehen spät abends auf dem Wege. Ihnen entgegen kommt ein großes Auto mit blendendem Lichte, und von hinten auch eins. Durch das helle Licht konnte der Mann, der von hinten kam, sie nicht sehen und fuhr sie alle drei nieder. Er muß ziemlich stark gefahren sein, denn zwei waren noch um drei Tage bewußtlos und hatten mehrere Knochenbrüche, die Doktoren im Hospital zweifelten an ihrem Leben. Der dritte, Dörksen, war mit Verrenkungen schwerer Art davongekommen. Er ist schon zu Hause. Wie es mit den andern aussieht, weiß ich nicht.

Das Wetter ist naß, aber nicht kalt. Es hat den ganzen Winter nur etlichemal etwas gefroren. Auch hatten wir nicht den großen Sturm vom Norden. Das Gras wächst schön. Zum Schluß grüßen wir alle Bekannten und empfehlen uns der Fürbitte. Im Auftrage der Gemeinde,

G. G. Fast.

— Laut Bitte aus Zionsbote.

Die
Mennonitische Rundschau
Herausgegeben von dem
Rundschau Publ. House
Winnipeg, Manitoba

Herman H. Neufeld, Direktor u. Editor

Erscheint jeden Mittwoch

Abonnementspreis für das Jahr bei Vorausbezahlung: $1.25
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $1.50
Für Süd-Amerika und Europa $1.75
Zusammen mit dem Christlichen Jugendfreund $2.25
Bei Adressenveränderung gebe man auch die alte Adresse an.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe richte man an:
Rundschau Publishing House
672 Arlington St.
Winnipeg, Man., Canada.

Entered at Winnipeg Post Office as second-class matter.

Das Schlußfest der M. B. Bibelschule zu Winnipeg

wurde am Stillen Freitag ,den 3. April, abends in der großen neuen M. B. Kirche, die ganz gefüllt war, abgehalten, und was die vielen Zuhörer dort zu hören bekamen, überstieg alle Erwartungen. Alle Vorträge, die Gedichte und Lieder von der Bibelschule und die zwei Duette, hatten Gottes Wort und Gottes Werk als Inhalt, in lieblicher, doch packender Weise uns allen, den Großen und den Kleinen, den Neugierigen und Gleichgültigen so warm ans Herz und ins Herz geredet und gesungen, so daß alle Herzen warm mitschlugen, von Freude und Segen bewegt. Die Bibelschule hat durch Gottes Segen, der in besonderer Weise dieses Schulfest krönte, wars doch der letzte Tag der Schule, der am herrlichsten war, sich eine sehr große Freundesschar erworben, die durch Gebet und Gaben diese Gott wohlgefällige Arbeit gewiß mit Freuden unterstützen werden.

Eintrittsgebühr in den Schulverein $1.00 und Jahresbeitrag $1.00 von jedem Giede. Sekretär-Schatzmeister des Vereins ist Br. H. S. Rempel, 481 Magnus Ave., Winnipeg. Editor.

Wir möchten die Adresse von Kornelius Enns, früher Fürstenland, Alexandertal, erfahren, der seinerzeit um die Adresse von David Dav. Klassen schrieb. Jacob C. Ketler.
Kelstern, Sask.

Wer von den Lesern könnte das Lied einsenden: „Einst stand ich am Eisengitter In der dunkeln Einsamkeit. Stand ich hier und weinte bitter, Klagte hier mein Herzeleid.“?
Ein Rundschauleser.

Julius P. Wall, Süd-Rußland, Novo Tork, Gorlowskago Rayon, wünscht die Adresse von Abr. Joh. Janzen, früher Neukirch, Süd-Rußland, zu erfahren. Ich denke, er hat längere Zeit vorher mal im Stor gearbeitet bei Janzen. Auf Wunsch kann ich die Adresse ihm übersenden.
D. Friesen,
Carman, Man.

Der Winnipeger Frauenverein.

Damit die Geschwister von Zeit zu Zeit etwas hören über unsern Frauenverein in Winnipeg, will ich wieder in kurzen Strichen über die Tätigkeit desselben berichten.

Bis jetzt waren es 35 Schwestern ungefähr, die es sich zur Aufgabe machten, in jeder zweite Woche im Monat, und zwar hin und her in den Häusern, zusammenzukommen.

Die Hausschwester macht die Einleitung mit Lied und Gebet, verliest ein Wort Gottes, worüber dann allgemein kurz verhandelt wird. Dann verliest Schw. Warkentin, als Leiterin des Vereins, noch ein Wort heiliger Schrift, das dann als eigentliches Thema wieder allgemein besprochen wird. Anschließend an die Verhandlung wird eine Gebetsstunde gehalten, wo jeder Schwester die Gelegenheit gegeben wird, dem Herrn das im Gebet zu sagen, was ihr auf dem Herzen liegt. Es sind das heilige, gottgeweihte Stunden. Zum Schluß wird eine Kollekte gehalten. Von diesen Kollektengeldern wird dann Stoff gekauft, Sachen anzufertigen, die auf einem öffentlichen Ausruf verkauft werden. Der Erlös wird für wohltätige Zwecke verwendet. Auf diese Art hat der Verein so manches für den Herrn tun dürfen. Es geht doch einfach schön, für den Heiland zu arbeiten.

So hatte der Verein einen Abend, an dem ein Programm gegeben wurde. Es wurden Predigten gehalten, etliche Gedichte vorgetragen und Lieder gesungen. Der Herr war spürbar zugegen.

An einem Mittwoch wurde vom Verein aus der Geburtstag der alten Schwester Wiebe gefeiert; es war das ihr 80. Geburtstag. Wir haben doch einen wunderbaren Gott, 80 Jahre lang einen Menschen zu tragen mit Geduld und Liebe! Dann wurden auch gleich die Geburtstage all der Schwestern gefeiert, die über 60 Jahre alt waren. Es war eine wirklich schöne Stunde so in Gemeinschaft untereinander zu sein. Was ist schöner, als wenn sich die Kinder Gottes untereinander lieben als ein Herz und eine Seele. Das gemeinschaftliche Essen, wie es auch hier geschah, trug auch noch viel dazu bei die Sache zu verschönern.

Möge der liebe Herr auch in Zukunft das Werk des Vereins segnen und von oben herab betauen, damit es frisch und gottgeweiht bleibe!
Im Namen des Vereins
Frau Maria Kornelsen.

— Berlin, 26. März. Viele tausend Republikaner umsäumten heute die Straßen, während die Leiche des früheren deutschen Reichskanzlers Hermann Müller, dem Führer der Sozialdemokraten, nach dem Krematorium überführt wurde. Die Leiche war vorher in dem Gebäude der Zeitung „Vorwärts“ aufgebahrt, wo Mitglieder der republikanischen Reichsbanner-Organisation Wache standen, und viele Tausende schritten an dem mit Blumen geschmückten Sarg vorüber.

An der Spitze der Trauerprozession marschierte eine Musikkapelle, gefolgt von mehreren tausend Reichsbannerleuten und Delegationen von österreichischen, französischen, holländischen, dänischen, belgischen und anderen europäischen sozialdemokratischen Parteien. Der Zug zog zuerst vor die Wohnung von Reichskanzler Brüning, der seinem toten Kollegen im Namen der Regierung den letzten Abschiedsgruß sprach.

Präsident Hindenburgs Sekretär legte einen großen Kranz auf den Sarg. Dann bewegte sich der Zug nach dem Reichstagsgebäude, wo Sprecher Paul Loebe im Namen der Reichstagsmitglieder die letzten Grüße übermittelte, worauf dann die Zeremonie mit einer kurzen Gedächtnisfeier im Krematorium endete.

— Wundervolle Seefahrt. „Wie war Ihr Ueberfahrt nach Amerika?“—„Ganz wundervoll. Wäre ich nicht die ganze Zeit über seekrank gewesen, dann hätte ich gar nicht gemerkt, daß ich auf dem Ozean bin.“

— Berlin. Der Reichstag vertagte sich bis zum 13. Oktober. Dem Brüning-Kabinett sind für die Zeit bis dahin vom Reichstag bestätigte „diktatorische“ Gewalten zur Führung der Regierung übertragen. Die Schlußstunden der Sitzung waren mit der Erörterung einer Hilfsvorlage für die östlichen Grenzprovinzen ausgefüllt, die mit 309 gegen 64 Stimmen Annahme fand.

— Tirana, Albanien, 21. März. König Zogu von Albanien stellte sich soeben aus Wien wieder in seiner Hauptstadt ein, nachdem er sich einer Behandlung wegen eines Kehlkopfleidens unterzogen hatte. Wie die Wiener Spezialisten feststellten, kann das Leiden dadurch behoben werden, daß der König sein übermäßiges Rauchen aufgibt. Er vertilgt angeblich 150 Zigaretten täglich.

—Fort Frances, Ont., den 23. März. Antanzy Usciski erdolchte heute wegen Meinungsverschiedenheiten über Kommunismus seine Schwägerin, Frau Nick Strayka, 38 Jahre alt ,ihre beiden Töchter Olga, 19 Jahre, und Ellen, 8 Jahre alt, und verwundete den 14jährigen Sohn. Der Mörder stellte sich den Behörden freiwillig.

— In Deutschland hat sich auf der Grube „Eschweiler-Reserve“ auf der 600 Metersohle eine Grubenexplosion ereignet, die 30 Menschenopfer gefordert hat.

Ausländisches

Halbstadt, Süd-Rußland,
den 22. Februar 1931.

Hier sind die Leute auch ganz mutlos, denn es kostet recht viel Nerven. Die Familien sind getrennt, viele Väter müssen ihre Angehörigen verlassen.

Auch wir sind Schafe ohne Hirten. Vielleicht habt Ihr es schon gehört, daß A. K. auf mehrere Jahre verurteilt ist. Seine Frau ist noch in Halbstadt, man hat ihr aber alles aufgeschrieben.

G. Harder ist am 5. Febr. heimgegangen und wurde am 8. Februar begraben. O wie gönnen wir ihm die Ruhe von Herzen. Hat drei Wochen im Gefängnis gesessen, bekam starke Lungenentzündung, wurde ins Krankenhaus gebracht, wo er noch fünf Tage lag und dann verschied. Durfte ihn noch auf seinem Sterbebett besuchen. Er kannte aber schon niemand. Gerade an dem Tage, als er starb, sollte er ausgesiedelt werden. Nun hat der Herr ihn zu sich genommen. Er hatte so viel gebetet, daß der Herr ihn doch zu sich nehmen möchte, und nun ist sein Wunsch erfüllt. Er war ein gebrochener Mann. Er wurde aus seinem Haus hinausgetragen, durfte auch noch in die Kirche gebracht, wo er 43 Jahre der Gemeinde dienen durfte. Leichenrede hielten Ernst Sudermann und Aelt. Nickel. Sudermann sprach über 5. Mose, 29, 29, Aelt. Nickel 2. Kor. 5, 1—11. In der Kirche Ev. Joh. 19, 31. Er sprach viel über das Wort: Es ist vollbracht. Es waren viel Menschen auf dem Begräbnis.

Den 2. Februar hatten wir eine wunderhübsche Erscheinung am Himmel. Der Mond stand in einem großen Kreuz, zu beiden Seiten ein Bogen in Regenbogenfarben. Man konnte sich fast nicht satt sehen. Wir nehmen es auch als ein Zeichen vom Herrn an. Heinrich Harders sind auch nicht mehr in Halbstadt.

Brief eines Bauern in Rußland.

Rußlands Bevölkerung besteht zu ca. 85% aus Bauern. Von diesen Bauern gingen seit 1923 bis 1929 wenigstens 20,000 nach Canada, viele nach Südamerika, besonders nach Brasilien und Paraguay. Nicht weniger als 50,000 Seelen außer diesen gehören Familien an, die in stetem brieflichen Verkehr mit Rußland stehen. Viele Briefe aus Rußland werden unterschlagen von der russischen Zensur. Doch gelangen so viel briefliche Nachrichten nach Amerika, daß wir uns hier ein klares Bild von den Zuständen in Rußland machen können. Diese Briefe stimmen in der Hauptsache miteinander, weichen aber sehr von der offiziellen Berichterstattung aus Rußland ab. Sie sind zum großen Teil von deutschen Mennoniten geschrieben, aber auch viele von Nichtmennoniten und Nationalrussen

Der folgende Brief wurde uns von einem bekannten Freunde aus Canada zugesandt. Er ist absolut zuverläßig. Dieser unser canadischer Freund schreibt: Mein lieber Freund und Jonathan ...... wurde im April 1930 verhaftet, wohl schon zum drittenmal, seine Familie von Haus und Hof vertrieben. Der Familienvater saß dann 42 Tage im Gefängnis. Er erhielt kaum das erforderliche Wasser zum Trinken. Bis vier Tage blieb er gänzlich ohne Brot, bis seine Frau, die 30 Kilometer entfernt war, ihm zum erstenmal Essen brachte. Sie sorgte dann dafür, daß ihm wöchentlich etwas Essen zugestellt wurde, das sie auch nur von fremden Leuten erhielt.

Nach 42tägiger Haft wurde er zu einem Jahr Zwangsarbeit verurteilt und nach Cherson geschickt. Dort erkrankte er, so daß er zu schwerer Arbeit vollständig unfähig wurde. Nun durfte er als Nachtwächter bei einer Sowjetwirtschaft seine Strafe abbüßen.

Seine Kinder verdienten kaum so viel zum Lebensunterhalt. Weil die Eltern Kulaken und stimmlos waren, erhielten sie von dem Ernteertrag, 200 Pud (ca. 7600 Pfund) nur 60 Pud. Alles andere wurde weggenommen. Die älteste Tochter hatte sich etwas durch Nähen verdienen können. Sie kauften sich eine Kuh, die ihnen aber nach drei Tagen abgenommen wurde.

Der Briefschreiber hat unserem Volke drei Jahre als gewählter Wolostältester gedient. Sein Vater war 37 Jahre Sonntagsschullehrer und Diakon einer Mennonitengemeinde.

Jetzt der letzte Brief.

Februar 1931.

Ob ich imstande sein werde, einen Brief zu schreiben, weiß ich nicht. Die Brust will mir zerspringen, über die Erlebnisse der letzten Tage. Am 3. Februar 12 Uhr mittags bei einer Kälte von 22 Grad Reaumur und gleichzeitigem heftigem Schneesturm besuchte ich meinen alten Vater. Es war auf der Straße sehr unruhig und ich hatte Ahnungen von etwas schwerem. Mein Vater versuchte mich zu trösten und bat, mein Vertrauen auf Gott zu setzen. Ich ging nun — nach Hause! Nein, wir hatten kein Heim mehr — aber zu meiner Familie und sprach über meine Befürchtungen zu meiner Frau, die grade Mittag machte. Wir wollten uns grade an den Tisch setzen, da kamen 10 Mann „Vorwärtser" auf zwei Schlitten auf den Hof gefahren. Mit Fluchen und Schreien stürzten sie ins Haus: „Ihr Teufel hindert uns hier im Dorfe. In 20 Minuten sollt ihr aus dem Dorf sein". Die Kinder fingen an zu weinen. Ich bat, uns doch im Dorf zu lassen, es sei doch Winter. „Wohin sollen wir mit den kleinen Kindern? Da stießen sie mich mit Füßen und Fäusten und fluchten fürchterlich. In diesem Moment sank meine Frau zusammen. Als sie sich erholte, fiel sie den Unmenschen zu Füßen und bat um Schonung, doch umsonst. Die ärgsten Vordermänner der Bande waren (zwei deutsche Namen genannt.) Dann teilten sie uns zu, was wir mitnehmen durften: Etwas Mehl, auf je zwei Seelen ein Kissen, eine Gabel und ein Löffel. Alles übrige wurde abgenommen. Wir wurden aufgeladen und aus dem Dorf gefahren. Meine Familie kam zu unsern Geschwistern ......, wo sie vorläufig über Nacht blieb. Ich kam in ein anderes Dorf, wo ich meinen Freund X traf, der ebenso wie ich, auch verjagt war. Am andern Tage fuhren wir nach dem großen Russendorfe Schirokoje, um Arbeit zu suchen, konnten aber keine finden. Ich habe jetzt die Zeit abwechselnd in einem Schuppen oder Keller zugebracht.

Meine liebe Frau besuchte mich gestern abends, zur Nacht fuhr sie wieder zurück zu ...... Die Kinder sind alle zerstreut im Dorfe. Als der kleine Sohn mich sah, fiel er mir um den Hals, drückte und küßte mich und wir weinten zusammen. Besonders aber will es dem Mutterherzen manchmal zum Unterliegen schwer werden. Doch glauben wir, daß denen, die Gott lieben alles zum besten dienen soll. K. (ein kleiner Junge) schreibt, daß er im Testament gelesen habe: Wie, sollte Gott Seine Auserwählten nicht hören, die Tag und Nacht zu ihm schreien. Er wird sie erretten in einer Kürze. Vielleicht erhört der Herr die Gebete der unmündigen Kinder.

N. N. ist Prediger. Er wird dazu gezwungen, in der Stoßbrigade zu arbeiten. Vom Dorfe X. werden noch 2000 Pud (ca. 72,000 Pfund) Getreide gefordert. Die Menschen werden geknebelt ohne Ende. Der alte kranke Vater, der auch vertrieben ist, wird wohl auf dem Wege sterben müssen.

8. Februar, Sonntag. Ich will heute noch nach X. um von dort nach Odessa zu kommen. Wir müssen sehen, was zu machen ist. Was in Gottes heiligem Ratschluß beschlossen ist, weiß Er allein. Meine Frau tröstete mich vorher noch, indem sie sagte, daß dieses so unser verordneter Weg sei. „Glaube einfach jeden Tag, glaube, ob's auch stürmen mag."

Als die Bösewichte uns verjagten, hatte ich nicht eine Kopeke Geld. Als ich so dastand, ohne Kleider, ohne Brot, ohne Geld, kam ein lieber Bruder und drückte mir und auch meiner Frau etwas in die Hand, was wir rasch in die Tasche steckten. damit es nicht bemerkt würde. Als wir später es zusammenzählten, waren es über 100 Rubel. Da durften wir erfahren, daß noch mitleidige Menschen da sind. Gott vergelte es hundertfältig.

Als ich einst in Cherson zur G. P. U. gefordert wurde, waren da zwei Vertreter aus Charkow. Diese machten mir einen Vorschlag, ich sollte bei unserm Volk dafür agitieren, daß die Auswanderungsfrage aus den Köpfen weiche. Es wurden mir große Verheißungen gemacht, wie gut es hier werden würde. Unter dieser Bedingung wurden mir volle Rechte und Freiheiten versprochen. In dieser Angelegenheit wurde ich dreimal gefordert. Nach vielem Drängen erklärte ich, wenn sie uns als Volk alle Rechte als Deutsche und besonders Religionsfreiheit einräumen würden, daß wir ruhig unseres Glaubens leben könnten, dann wolle ich es tun, andernfalls könne ich es nicht. Das versprachen sie nicht, so sagte auch ich mich los. Ich bin froh, daß der Herr mich zu diesem Entschluß stärkte.

Soeben las ich in einer Zeitung, daß eine amerikanische Kommission es hier untersucht habe, ob der Holzexport ins Ausland von Zwangsarbeitern getan werde. Sie habe gefunden, daß das eine Lüge sei. Ich bestätige, daß nur Zwangsarbeiter diese Arbeit tun. Solche Kommission sollte ins Volk gehen und dort die Sachen untersuchen. Die Arbeiter wollen überhaupt des schlechten Essens wegen nicht mehr arbeiten. Aus unsern Dörfern — jedenfalls die Wolost gemeint, wo er Vorsteher war — arbeiten mehr als 200 dort in solcher Holzbeschaffung zwangsweise. Aber auch sonst, trifft man überall Zwangsarbeiter an. Gestern trafen X. und ich 15 Mann, die an einem großen Abhang Erde loshackten und sie in die Niederung brachten. Auf unsere Frage, was das bedeute, antworteten sie deutsch, daß sie Zwangsarbeit leisten und bis zum Frühling noch 500 Quadratfaden Erde herausarbeiten sollten. Unter vielen Tränen erzählten sie, wie sie gequält würden bei schlechtem Essen, in ungeheizten Baracken verlaust und zerlumpt, aller Rechte beraubt, ohne Schuhe an den Füßen, die nur mit Lumpen umwickelt sind. Niemand verkauft ihnen was. So werden langsam Tausende und Abertausende zu Tode gemartert. Ihr Verbrechen war hauptsächlich der Glaube an Gott, die Religion. Wenn von drüben hier die Verhältnisse untersucht werden, sollten doch auch solche Personen befragt werden.

An vielen Stellen ist Arbeiteraufstand. Das Volk will essen. Den Leuten aber wird das letzte Stück Vieh genommen. Meine Tochter und ihre Kinder hatten den Sommer hindurch gearbeitet und dann für 200 Rubel eine Kuh gekauft. Sogleich wurde sie ihnen abgenommen zur „Fleischbereitung". Soeben war N. N. hier und erzählte, daß man ihm 85 Pud Weizen aufgelegt habe, die er bis morgen stellen solle, die er aber nicht hat. Vorher war ihm schon alles genommen, bis auf das Geschirr auf dem Tisch. Wenn der Betreffende es dann nicht zahlen kann, wird es vervielfacht. Schließlich kommen sie als „böswillige Nichtzahler" vor Gericht und werden dann zu Zwangsarbeit verurteilt. Vom Dorfe Schirokoje bis Ganowka sollen 1000 Hektar der Niederung zu Kohlgarten eingerichtet werden. Dazu brauchen sie 3000 Arbeiter, die alle zwangsweise dazu verurteilt werden. So geschieht es auch mit dem Getreide. Die Arbeit ist kostenlos. So wird das Kapital im Ausland geschlagen, und hier triumphieren sie über diesen Sieg.

Unser Land ist arm und sehnt sich nach Erlösung. Die Leute sind übersatt von solcher Regierung. Was vor 10 Jahren noch nicht so leicht gewesen wäre, heute wäre es eine Kleinigkeit.

Trauriger Brief aus Rußland.

Gott zum Gruß, Ihr Lieben in der weiten Ferne!

..... Nebenbei wollt Ihr ja auch etwas Wirtschaftliches von hier hören und so will ich etwas berichten.

Es wäre freilich gut für Euch, wenn Ihr alle unsere Verordnungen kanntet, um Euch besser auszufinden; weil Ihr dieses aber nicht gut tun könnt, so werde ich wohl nicht imstande sein. Euch einen russischen Bauer zu beschreiben. Von einzelstehenden Bauern ist ja auch nicht viel zu schreiben, denn sind vielleicht schon nur 20% einzelstehender Bauern, die andern sind alle in irgend einer Organisation als da sind: Kommuna, Artel, Kolchos, und wer erst einmal in einer solchen drinnensteckt, der ist ein Leibeigener. Wer Mitglied wird, muß alles in die Organisation geben, heraus bekommt er nichts; er erhält dann 18 Pud Weizen per Jahr für jeden Esser und weiter nichts, außer, daß man das Vergnügen hat, jeden Tag unbezahlt zu arbeiten. Ihr werdet wohl denken, daß muß eine große Wirtschaft sein, die auch Einnahme hat. Jawohl, aber bis jetzt übersteigen die Ausgaben die Einnahmen noch weit. Bis jetzt durfte noch jeder eine Kuh haben, aber die soll jetzt auch genommen werden. Dazu gibt es so viel Streit und Zank in den Gemeinden, daß es nicht zu beschreiben ist. Dann wird so viel gehöhnt und geflucht, daß es ein großes Wunder ist, daß der l. Gott noch Getreide wachsen läßt. Im Cooperativ müssen alle Personen über 16 Jahre alt, Mitglieder sein, und jeder muß Mitgliedsgeld zahlen, je nachdem er Einkünfte, aber zu kaufen ist nichts im Laden. Die Krisis ist unaussprechlich groß! Der Hauswirt, der 500 Rubel im Jahr Einkünfte hat, muß 100 Rubel Mitgliedsgeld zahlen, die Frau muß 50 Rubel und jedes Kind 25 Rbl. Innerhalb 8 Monaten haben wir nicht einen Meter Hosenzeug bekommen. Hin und wieder gibt es einmal zu Hemden und Kissenbezügen. Zucker ist seit drei Monaten zu kaufen, kostet 3 Rbl. das Kilo. Kaffee gibt es keinen. Nadeln sind auch nirgends zu bekommen. Auch kein Leder zu Holzpantoffeln. Dieses ist schlimm, aber alles noch nicht das Schlimmste. Das Schlimmere ist der Klassenunterschied. Wer mehr wie ein Pferd, eine Kuh hat, oder vor 4 oder 5 Jahren einen Knecht gehabt, der wird stimmlos gemacht, dem wird aufgelegt zu liefern Geld, Getreide, Kartoffeln, Milch, Butter, Wein, Fleisch, Kohl, Spreu oder Stroh, daß der Betreffende sehen muß, wo er bleibt. Die Prediger werden auch wieder sehr verfolgt, eingesteckt und fortgeschickt in die Verbannung, wo sie dann ihrem Schicksale überlassen sind. Geld darf man ihnen keins schicken. Bis Ostern sollen alle Prediger ihr Handwerk niederlegen und widerrufen, was sie gelehrt haben. Es gibt sehr viel Flüchtlinge, die kein Obdach, kein Brot oder Geld haben. Traurig, sehr traurig!

Jetzt noch etwas über unsere Freiwilligkeit, oder besser über den freiwilligen Zwang. Alles was Ihr über Dinge in Rußland hört, ist freiwillig, wie z. B.: Da sucht man jemanden aus, der für 1000 Rbl. Obligationen kaufen soll. Er wird ins Dorfamt beordert, und hier muß er ein Bittgesuch unterschreiben, daß er sich sehr anerkenntlich findet und bittet um so und so viel Obligationen. Wird er ausgesiedelt, so muß er unterschreiben, daß er nach Sibirien möchte, helfen das Land zu kultivieren. Nur politisch Schuldige dürfen nicht freiwillig unterschreiben.

Nun noch etwas von unserm Schulwesen. Die Kinder in den Schulen haben es sehr drock, lernen aber nichts. Jeden fünften Tag haben wir Ruhetag. Der Sonntag in der Schule ist abgekommen. Der Lehrer muß so viel Aufklärungsarbeit unter den Bauern tun, daß er nur jeden zweiten Tag in der Schule sein kann. Wenn er dann in die Schule kommt, hat er die verschiedenen Organisationen zu bezeichnen und zu loben, und da nur drei Stunden am Tage Schule ist, und die Kulaken und Kapitalisten verhöhnt und verspottet werden und die Religion geschmäht werden muß, und Pioniere geworben werden müssen, so bleibt schon nicht viel Zeit zum lernen. Da seht Ihr, was für Gift in unsere Kinder eingepflanzt wird, und das ist unsere Hoffnung für die Zukunft. Ich will Euch hier einen Traum mitteilen, den hier einer geträumt hat: Ihm hat geträumt, er sei gestorben und kam in die Hölle. Dort angekommen, sucht er nach Teufel, aber es waren keine zu finden. Nach langem Suchen fand er einen ganz kleinen. Auf die Frage, wo wohl all die großen Teufel seien, habe der kleine geantwortet, die seien alle mobilisiert, um in Rußland den Sozialismus durchzuführen. Es hört sich schrecklich, aber noch schrecklicher ist es. Christ zu bleiben, bedeutet viel, und deshalb laßt's Euch nicht wundern, wenn so viele abfallen und schwankend werden. Man glaubt hier, daß wir in der Zeit von Offb. 13 sind. O, wie heiß ist es! Wann kommt die Stunde der Errettung. Helft uns beten, daß wir die lieben können, die uns hassen und verfolgen.

Eingesandt von P. P. K.

Gesellschaftsleben

Newton, Kans., 432 East 2nd St.,
Ich möchte noch einen Samowar haben. Kurze Beschreibung und Preisangabe sollte dabei sein.
Grüßend A. Warkentin.

Osborne, Man.,
den 26. März 1931.

Es hat mich sehr gefreut in der heutigen Nummer der „Rundschau" die Mitteilung von Herrn G. Giesbrecht über die Lebensmittelsendungen nach Rußland zu lesen. Ich hatte schon lange auf diese Bekanntmachung gewartet, denn ich bin überzeugt davon, daß viele von unsern Leuten wohl gern Lebensmittelpakete an ihre Lieben in Rußland schicken möchten, aber nicht wissen, wie dieses anzugehen ist. Ich habe die Ehrenhaftigkeit und das prompte Entgegenkommen der Firma Kusmitchoff persönlich erfahren, und kann sie jedermann empfehlen. Ich hatte kurz vor Weihnachten ein Paket an meinen Bruder im Ural-schen geschickt und habe von ihm die Nachricht, daß ihm die Speckseiten sehr gut gemundet haben. Auch werden die Leser Ihres Blattes sehen, daß auch in materieller Hinsicht es am vorteilhaftesten sein dürfte, durch diese Firma zu schicken. Und sind's auch nur 4½ kg. Reis, so werden sich unsere Lieben dort sehr freuen dazu.
Freundlich grüßend
A. H. Rempel.

Wie ich zum zweitenmal in Canada einwanderte.

Es ist mir wichtig, wie der liebe Gott Gebete erhört und Dinge ausführt, die uns Menschen manchmal fast unmöglich scheinen.

Ich landete in Quebec im Jahre 1925, war dann ein Jahr im Westen, in Saskatoon, wo ich Hausarbeit tat. Dann las ich in der „Rundschau" einen Bericht von dem Diakonissen-Hospital in Beatrice, Nebraska, und da ich zwei Jahre im Muntauer Krankenhause gearbeitet und diese Arbeit lieb gewonnen hatte, entschloß ich mich, nach Beatrice zu gehen. Es kostete viel Zeit und Mühe, die Einreiseerlaubnis nach den Vereinigten Staaten auszuwirken; aber Anfang November 1926 durfte ich nach Beatrice als Student gehen. Ich hatte die Erlaubnis bekommen, viel Jahre in den Staaten zu studieren. Ich besuchte ein Jahr die Hochschule und drei Jahre den Schwesternkursus; die letzten neun Monate arbeitete ich in Chicago am Cook County Hospital. Am 7. Oktober 1930 beendigte ich diesen Kursus und begab mich auf die Rückreise nach Canada.

Am 8. Oktober erreichte ich bei Sarnia die canadische Grenze; hier verweigerte man mir die Einreise, und ich wurde nach der amerikanischen Grenzstadt Port Huron zurückgeschickt. Ich sandte gleich ein Telegramm an Aelt. D. Töws und bat, für mich in Ottawa Fürbitte zu tun. In Port Huron fand ich freundliche Aufnahme bei Mennoniten. Nach drei Wochen erhielt ich von Aelt. D. Toews Nachricht, daß Ottawa geschrieben habe, daß sie mich nicht aufnehmen könnten. Das enttäuschte mich sehr, denn ich hoffe bestimmt, daß Canada mir die Einreise gewähren würde. Inzwischen hatte ich Port Huron eine Privatpflege übernommen und schrieb an Prediger Jakob Friesen in Kitchener, er möchte mir die Einreiseerlaubnis auswirken. Dieser schickte mir die Adresse des Predigers B. Janz in Alberta, an den ich mich dann auch wandte. Da Prediger Janz im Westen wohnt, schickte er meinen Brief, in dem ich meine Lage geschildert hatte, und eine Kopie von meinen Dokumenten an Aelt. Jakob Janzen in Waterloo.

Bald erhielt ich auch von Aelt. Janzen einen Brief, aus dem ich etwas Hoffnung herauslas. Es war sehr schwer. Meine vier Jahre, die ich in den Staaten verweilen durfte, waren abgelaufen. Ich hatte kein Recht, länger dort zu bleiben, und Canada nahm mich nicht auf. Wo sollte ich hin? Die Immigrationsbeamten der Staaten drohten mit Deportation. Es kam mir schrecklich vor, wieder nach Rußland gehen zu müssen. Inzwischen hatte ich eine andere Privatpflege übernommen, wo ich Tag und Nacht im Dienst war; denn die Patientin war sehr krank. Zudem drückte mich noch die Frage: Wird Canada mich wieder aufnehmen oder werde ich in ein anderes Land ziehen müssen? Meine Geschwister Gerhard Derksens in Ontario und Heinrich Epps in Manitoba waren auch sehr um mich besorgt und hofften Tag für Tag, daß Canada seine Tür für mich öffnen werde. Es ist viel für mich gebetet worden, und der Herr hat erhört.

Jedoch müssen wir Menschen auch das unsrige tun. Aelt. J. Janzen hat nichts unterlassen, was dazu dienen konnte, um mir zu helfen. Er hat mir viele aufmunternde Briefe nach Michigan geschrieben, die mich immer wieder aufrichteten. Er wandte sich um Hilfe an Mr. S. C. Tweed, das Parlamentsmitglied für Waterloo. Auch Mr. Tweed zeigte großes Interesse für meine kritische Lage. Und obzwar er das erstemal, als er für mich bei der Regierung Fürsprache tat, eine abschlägige Antwort erhielt, gab er mir dennoch Hoffnung, daß ich die Einreiseerlaubnis mit der Zeit erhalten werde.

Aelt. J. Janzen hat dann auch wieder an Aelt. Töws nach Rosthern geschrieben, der dann auch viel für mich getan hat. Ich bin diesen drei Männern von Herzen dankbar für alles, was sie für mich getan haben. Wie dankbar müssen wir sein und es schätzen, daß wir solche Männer unter unserm Volk haben, die ihre Kraft und ihre Zeit ihm opfern. Man kann sich leicht denken, daß solch ein Hausvater nicht viel Zeit für seine Familie haben wird.

Am 20. Februar 1931 erhielt ich von Mr. Tweed die Nachricht, daß ich in Canada einwandern dürfe, und am 23. Februar war ich schon bei meinen Geschwistern G. Derksens in Port Rowan, Ontario.

Ich bin froh, daß ich wieder in Canada bin, daß ich ein Land habe, wo ich mein Heim gründen und mit meinen Geschwistern zusammen leben kann Elisabeth Penner.
Port Rowan, Ont., R. R. 2,
c.o. G. Derksen.
— Laut Bitte aus Bote.

Winnipeg, Kanada, 504 Main St.,
den 30. März 1931.
„Die Mennonitische Rundschau",
672 Arlington St., Winnipeg.
Sehr geehrter Herr Neufeld!
Anbei beehre ich mich Abschriften von Bekanntmachungen des Reichsbankdirektoriums vom 13. Dezember 1930 und vom 3. Januar 1931 über die Ausgabe neuer Reichsbanknoten zu 20 bezw. 10 RM. mit dem Datum vom 22. Januar zur gefl. Kenntnis und eventuellen Bekanntgabe in Ihrem geschätzten Blatte zu übersenden.
Hochachtungsvoll
Der Deutsche Konsul
Dr. Seelheim.

Bekanntmachung über die Ausgabe neuer Reichsbanknoten zu 20 Reichsmark mit dem Datum vom 22. Januar 1929.

In den nächsten Tagen werden auf Grund des Bankgesetzes vom 30. August 1924 neue Reichsbanknoten zu 20 Reichsmark in den Verkehr gegeben werden. Sie sind 8 X 16cm. groß und auf leicht chamoisgefärbtem Papier hergestellt. Bei der Durchsicht zeigt das Papier, von der Vorderseite aus gesehen, links auf dem Schaurande ein Kopfwasserzeichen (Werner von Siemens) und im bedruckten Felde die große Wertzahl „20". Ueber dem rechten Teil des Schaurandes, bis in das Druckbild hineinreichend, läuft ein etwa 2cm. breiter, mit orangeroten und grünen Fasern belegter Streifen.

Der etwa 4,5cm. breite Schaurand der Vorderseite ist mit einer das Kopfwasserzeichen umschließenden, gemusterten Blindprägung und mit dem Kontrollstempel versehen. Links unten steht die große schwarzbraune Zierzahl „20". Das von schmalen Leisten eingefaßte Druckbild zeigt einen in den Farben rotbraun bis rotviolett und grün bis olivgrün spielenden Irisgrund mit der sich wiederholenden Wertangabe „20RM" und dem Kontrollbuchstaben im unteren Teil. Im rechten Felde befinden sich — in Stahldruck — auf breiter Zierleiste, von reichem Guillochenwerk umgeben, das Kopfbildnis Werner von Siemens, in schwarzbrauner Farbe. Links und rechts von dieser Leiste ist oben je eine kleine Wertzahl „20" angebracht. Im Linken größeren Felde steht — ebenfalls in Stahldruck — folgende Beschriftung in deutschen schraffierten Buchstaben und schwarzbrauner Farbe:

Reichsbanknote
Zwanzig
Reichsmark
Ausgegeben auf Grund des Bankgesetzes vom 30. August 1924.
Berlin, den 22. Januar 1929
Reichsbankdirektorium

Darunter die Faksimileunterschriften: Dr. Hjalmar Schacht, Dreyse, Budczies, Bernhard, Seiffert, Bocke, Friedrich, Fuchs, Schneider. Rechts neben den Unterschriften befindet sich der Stempel mit dem Reichsadler und der Unterschrift „Reichsbankdirektorium" in lateinischen Großbuchstaben. Reihenbezeichnung und Nummern sind links oben und rechts unten in rotbrauer Farbe aufgedruckt.

Die Rückseite hat einen über die ganze Papierfläche laufenden Unterdruck in den Farben gelbbraun bis rotviolett. Rechts ist ein etwa 4,5cm breiter Schaurand. Das in Stahldruck hergestellte Druckbild zeigt in der Mitte ein in graubraunem Ton gehaltenes Reliefbildnis eines Arbeiters mit dem Hammer, zu beiden Seiten von schwebenden Putten flankiert. Ueber dem Bilde steht auf bandartigem Grunde das Wort „Reichsmark", darunter „Reichsbanknote" in deutscher Schrift. In den vier Ecken sind die Wertzahlen „20" angebracht. Unten ist der Strafsatz in zwei breiten Zeilen mit lateinischen Großbuchstaben aufgedruckt. Reihenbezeichnung und Nummer stehen links oben und rechts unten in rotbrauner Farbe.
Berlin, den 13. Dez. 1930.
Reichsbank-Direktorium
Luther Dreyse.

Bekanntmachung über die Ausgabe neuer Reichsbanknoten zu 10 Reichsmark mit dem Datum vom 22. Januar 1929.

In den nächsten Tagen werden auf Grund des Bankgesetzes vom 30. August 1924 neue Reichsbanknoten zu 10 Reichsmark in den Verkehr gegeben werden. Sie sind 7,5 X 15cm groß und auf leicht blaugrün gefärbtem Papier hergestellt. Bei der Durchsicht zeigt das Papier von der Vorderseite aus gesehen, links auf dem Schaurande ein Kopfwasserzeichen (Albr. Dan. Thaer) und im bedruckten Felde als weiteres Wasserzeichen die große Wertzahl „10". Uber den rechten Teil des Schaurandes, bis in das Druckbild hineinreichend, läuft ein etwa 2cm breiter, mit orangeroten und grünen Fasern belegter Streifen.

Der etwa 4,5cm breite Schaurand der Vorderseite ist mit einer das Kopfwasserzeichen umschließenden Blindprägung (Wertangabe in Buchstaben und Zahlen) und mit dem Kontrollstempel versehen. Links unten steht die große, grüne Wertzahl „10". Das von einer schmalen Leiste eingefaßte Druckbild zeigt einen in den Farben gelbbraun bis karmesinrot und oliv bis blaugrün spielenden Irisgrund mit der sich wiederholenden Wertangabe „zehn" und der Wertzahl „10", sowie dem Kontrollbuchstaben im unteren Teil. Im rechten Felde befindet sich — in Stahldruck — auf breiter Leiste, von einem Zierrahmen umgeben, das Kopfbildnis Albr. Dan. Thaers in dunkelgrüner Farbe. Oben links und rechts von dieser Leiste ist die kleine Wertzahl „10" angebracht. Im linken, größeren Felde steht — ebenfalls im Stahldruck — folgende Beschriftung in deutschen schraffierten Buchstaben und schwarzgrüner Farbe:

Reichsbanknote
Zehn
Reichsmark
Ausgegeben auf Grund des Bankgesetzes vom 30. August 1924.
Berlin, den 22. Januar 1929.
Reichsbankdirektorium

darunter die Faksimileunterschriften: Dr. Hjalmar Schacht, Dreyse Budczies, Bernhard, Seiffert, Bocke, Friedrich, Fuchs, Schneider. Rechts neben den Unterschriften befindet sich der Stempel mit dem Reichsadler und der Umschrift „Reichsbankdirek-

torium" in lateinischen Großbuchstaben. Reihenbezeichnung und Nummer sind links oben und rechts unten in rotbrauner Farbe aufgedruckt.

Die **Rückseite** hat einen über die ganze Papierfläche laufenden Unterdruck in den Farben graugrün bis ziegelrot. Rechts ist ein etwa 4,5cm breiter Schaurand. Das in Stahldruck hergestellte Druckbild zeigt in der Mitte das schwarzgrüne Reliefbild einer Frau mit Sichel und Kornähren. In den Leisten zu beiden Seiten stehen große Putten, unten und oben begrenzt durch Kreise mit der Zierzahl „10". Ueber dem Bilde befindet sich auf bandartigem Grunde das Wort „Reichsmark", darunter „Reichsbanknote" in schwarzgrüner Farbe und deutscher Schrift. Der Strafsatz ist unten in zwei breiten Zeilen mit zarten lateinischen Großbuchstaben in schwarzgrüner Farbe aufgedruckt. Die rotbraune Reihenbezeichnung und Nummer steht links oben und rechts unten.

Berlin, den 3. Jan. 1931.

Reichsbank-Direktorium

Luther Dreyse.

Trost.

Wenn dir die Welt scheint oft so leer,
Kein Blümlein glänzt, kein Sternlein mehr;
Wenn dunkel sich die Sonn' umhüllt
Und nichts das stumme Bangen stillt
Dann denk im stillen Herzen dein:
Auf Regen folgt auch Sonnenschein!

Wenn dich dein bester Freund verließ,
Das heil'ge Band treulos zerriß;
Wenn niemand in der weiten Welt
Sich tröstend dir zur Seite stellt —
Dann denk im stillen Herzen dein:
Auf Regen folgt wohl Sonnenschein!

Und schien es selbst, als wollte Gott
Verlassen dich in höchster Not,
Vertraue fest, verzage nicht,
Noch leuchtet dir ein Hoffnungslicht,
Denk gläubig in dem Herzen dein:
Auf Regen folgt doch Sonnenschein!

Todesnachricht

Auf ihrer Farm bei Langham starb am 28. Februar d. J. Frau Johann Balzer, Tochter von Peter Mierau und Schwiegertochter von Pred. Heinrich Balzer. Sie hatte ihr 35. Lebensjahr erreicht. Drei Wochen nach einer Entbindung wurde sie von einer heftigen Influenza heimgesucht. Die letzten zwei Tage, wo sie besonders schwer darniederlag, stärkten auch besonders ihre Sehnsucht, erlöst und von ihrem Heiland aufgenommen zu werden. Unter großer Teilnahme wurde sie am 3. März bestattet. Auf dem Begräbnisse sprach zuerst Prediger Jakob Derksen, anknüpfend an Jes. 38, 17. Dann hielt Aelt. Gerhard Buhler von Waldheim die Leichenrede, der er Klagelieder 3, 21—26 zugrunde legte. Am Schluß verlas Prediger Johann Peters das Lebensverzeichnis. Sie hinterläßt ihren trauernden Gatten und sechs Kinder, wovon das älteste 14 Jahre alt ist. Zwei waren ihr schon in die Ewigkeit vorangegangen.

Langham, Sask.

Teile den Verwandten, den Bekannten und den lieben Lesern mit, daß meine Frau, Helena Wiebe, nach sechswöchigem sehr schweren Leiden, zuletzt noch Gehirnschlag, am 27. Februar 1931 in unserem Heim in Waterloo, Ont. gestorben ist.. Sie ist 1872 den 16. Februar a.St. geboren und 59 Jahre weniger 2 Tage alt geworden.

Das Begräbnis fand am 2. März statt in der Kirche zu Waterloo unter großer Teilnahme. Es hinterbleiben der tiefbetrübte Gatte und 4 erwachsene Töchter. Zwei Söhne sind ihr im Tode vorangegangen, einer von 9 Jahren und der andere von anderthalb Jahren. Wir haben noch zwei Söhne in Rußland, einer von 34 Jahren und der andere von 28 Jahren. Beide sind verheiratet. Die Großkinder sind 9 Jahre bezw. 17 Monate alt. Meine Frau ist jetzt vom Glauben zum Schauen gekommen. Ruhe ihrer Asche.

Der trauernde Gatte

Abr. Wiebe.

Waterloo, Ont.

Das Begräbnis des Bruders Peter Enns, Sohn von Isaak Enns, war den 11. März in der Alexanderwohler Kirche. Von hier fuhren sie mit dem Toten nach Burrton, wo sie wohnhaft sind. ½10 Uhr vormittags fing dort die Feier in der Kirche an. Dann um 2 Uhr nachmittags waren sie hier. Die Kirche war beinahe voll und so trat Aelt. P. H. Unruh und Pred. Peter Buller ein, dann folgten sie mit dem Sarge und dann kam die junge Gattin mit ihren 3 Töchtern. Dann der alte Vater und ihre alten Eltern, dann die Geschwister und deren Kinder. Es wurde sanft gespielt: Näher mein Gott zu dir! Aelt. P. H. Unruh gab zu Anfang das Lied an Nr. 552: „Dort über jenem Sternenmeer". Alle Verse wurden von der Versammlung gesungen. Es war köstlich und feierlich.

Prediger Peter Buller machte dann die Einleitung mit Ebr. 10, 19—22. „So wir denn nun haben, liebe Brüder, die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu" usw. Hielt dann ein Gebet. Dann sang ein Männerquartett: „O Glück der Erlösten". Dann hielt er eine Ansprache über den verlesenen Text. Er sagte: Wir Menschen waren so veranlagt, daß ein Ewigkeitssinn in uns lag, der nach Oben führte. Aber wir kamen in diesem Leben an Scheidewege, wo wir nicht ausweichen konnten. Und dieses trat am schmerzlichsten auf, wenn der Tod in unsere Familien eingriff. Und wenn wir nicht die Bibel hätten, voll Licht und Trost und Jesu Leiden und Tod, wie wäre es dann um uns bestellt? Jetzt können wir singen: Schon sind viel unsrer Lieben im obern Canaan. Sie haben überwunden und ruhen nun forton. Wir haben noch zu kämpfen, wie's uns verordnet ist, drum werden wir auch siegen, wie sie, durch Jesum Christ.

Ebr. 10 ist so köstlich und vielseitig, es sagt uns: Die Freudigkeit zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu und daß wir einen Hohenpriester haben, und was der uns bereitet hat zum neuen und lebendigen Wege durch den Vorhang, das ist, durch seinen Leib. Der liebe Heiland ist den Leidensweg für uns gegangen und hat uns den Weg gebahnt. Nun dürfen wir im Glauben in dieses Leben eintreten und zu Ihm aufblicken. Hier finden wir Hilfe, wo es not tut. Aber er hilft uns auch losringen von allem, das uns noch hält. Er sagt uns in Stunden des Weh's, daß uns noch viel geblieben ist. Jesus bleibt bei uns! Und der Eingang in das Heiligtum steht uns offen. Welch ein Schatz im Leben und welch ein unschätzbares Gut ist es doch für uns arme Menschen, die wir uns nicht eine Minute sicher sind vor dem Tode. In der Bundeslade stand der Gnadenstuhl, hier mußte der Priester das Volk versöhnen. Dieses hat Jesus für uns frei gemacht, die Versöhnung ist geschehen auf Golgatha, wo Er alles für uns vollbracht hat. Nun dürfen wir hinzutreten. Dieser Hohepriester gibt so genau acht auf jedes seiner Kinder. Auch die liebe Schwester und Kinder dürften das Wort Gottes auf sich anwenden: Ich will dich nicht verlassen noch versäumen!

Er erzählte dann noch eine wichtige Begebenheit aus dem Leben dieses Bruders. Er und noch ein Amtsbruder waren nach Oklahoma eingeladen, um Versammlungen abzuhalten. Zu der Zeit wohnte dieser Bruder Enns mit seiner ersten Gattin, (diese Garbe wurde früh eingeheimst) in Oklahoma. Da war Andacht bestellt und da kam etwas dazwischen, und sie mußte abgesagt werden. Da begaben wir uns auf den Weg, um Hausbesuche zu machen und Einzelarbeit zu tun. Wir kamen bis auf den Hof dieses Bruders und betraten ihr bescheidenes Heim. Als wir uns mit der Gattin unterhalten hatten und nach ihrem Mann fragten, sagte sie, er arbeite im Kornfeld. Ich ging zu ihm. Und jener Platz und jene Unterredung wird mir im Gedächtnis bleiben. Der liebe Gott schickte mich zur Einzelarbeit auf das Feld. Und nur der Herr weiß, warum. Jene Brüder haben wohl nie den wahren Grund erfahren, warum der Herr uns solchen Weg führte, aber ich dachte es zu wissen, denn Er führte uns zu einer suchenden Seele!

Unser Text ist so köstlich, wo es heißt: So lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen im völligen Glauben, besprengt in unsern Herzen. Dies ist eine klare Beschreibung und eine klare Darlegung. Und wir haben Freudigkeit zum Eingang in das Heiligtum. Wie oft plagt der böse Feind uns Menschen, und der Mensch sucht nach Frieden. Aber wer gibt Frieden? Jesus der Gekreuzigte. Die Bibel sagt: Von der Hoffnung des ewigen Lebens, und daran sollen wir festhalten. Darum haltet ihr Lieben fest: an die selige Hoffnung. Der Herr segne dies Wort, damit wir der herrlichen Gottesstadt näherkommen.

Dann sang ein Mädchenquartett: „Ich ging so gern in das heilige Land, in das Heim so schön, in die ewigen Höhn". O Seele wirst du dort sein?

Aelt. P. H. Unruh sprach dann in englischer Sprache. Er nahm zum Text Ev. Joh. 5, 24: „Wahrlich wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubt dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben und kommt nicht in das Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen. Dann sang wieder das Männerquartett. Dann las der Aelteste das Lebensverzeichnis: Gestorben den 6. März, 6 Uhr abends, krank gewesen beinahe eine Woche. Alt geworden 41 Jahre, 10 Monate und 19 Tage. Zum Schluß war der schöne Vers: Endlich kommt er leise, faßt uns bei der Hand, Führt uns von der Reise heim ins Vaterland. Dann hielt Aelt. P. J. Richert das Schlußgebet. Dann dankte unser Aeltester noch im Namen der Familie für alle dargebrachte Liebe. Zum Schluß wurde Lied 517 gesungen: „O mein Jesu, ich muß sterben".

Dann folgte die Besichtigung, während welcher die beiden Quartette schön sangen. Dann folgte der Gang zum Friedhof. Wer wird der nächste sein? Bist du's? Bin ich's? Wir müssen zur Reise gerüstet sein, denn wir müssen sie vielleicht schon in der nächsten Minute antreten.

O schöner Tag und noch viel schön're Stund',
Wann wirst du kommen schier,
Da ich mit Lust, mit freiem Freudenmund
Die Seele geb' von mir
In Gottes treue Hände,
Zum auserwählten Pfand,
Daß sie mit Heil anlände
In jenem Vaterland.

Helena Warkentin.

Hillsboro, Kansas.

Einst werden wir verstehen!

Einst wird der Schatten fliehen,
Einst wird Verborgnes klar,
Warum von uns mußt' ziehen,
Manch Herz das teu'r uns war.

Bald wird die Trauer schwinden,
Bald hören Tränen auf;
Die Lieben werden wir finden,
Wenn endet der Pilgerlauf.

Was trüb' ist, wird dann Klarheit,
Verlornes wird Gewinn.
Dort leuchtet ewige Wahrheit
Und Weh' und Seufzen sind hin.

Es kommt der Tag der Begrüßung
Dann gehn wir Hand in Hand —
Das Herz von Dank überfließend,
Gott macht seinen Rat dort bekannt

Einst wird unsre Hoffnung gekrönet,
Im seligen Land
Wird uns wohl bekannt,
Warum Gott den Tod gesandt.

Die einzige Schwester meines lieben Mannes hat auch ein großer Schmerz getroffen. Ihr Gatte starb am 28. Dez. 1930 und sie fragt sich jetzt auch: Herr, warum? Dann hat sie ein Liederbuch zur Hand genommen und aufgeschlagen und obiges Lied getroffen.

Ich dachte, mit diesen Versen könnte sich vielleicht noch ein mancher trösten. Auch dort ist der Schmerz und die Sehnsucht groß, und dann soweit entfernt von hier, in Washington. Der liebe Gott führt oft durch dunkle Täler, aber dennoch sind seine Wege immer gut, Er hat nie etwas verfehlt und wird auch keinen verlassen, der sich zu Ihm hält. Er ist ein Vater der Witwen und Waisen. Und bei Ihm ist Trost, bei Ihm ist Licht! Sein Wort ist unser Leitstern.

Helena Warkentin.

Die drei Freundinnen

Von Helene Hübner

(Fortsetzung.)

Und nun hatte er sie gesehen, gerade da er es am wenigsten vermutete. Und welch seltsame Lage! Er hatte ihr mit stummer Verbeugung ein altes Familienerbstück überreicht, innerlich empört über des Onkels sorgloses Beginnen. Das junge Mädchen schien ein reiches Maß Dreistigkeit zu besitzen, mir nichts dir nichts eine fremde Familie um alte Familienandenken anzugehen! Und doch wieder: der Gesichtsausdruck war ein so demütiger, hilfesuchender gewesen, als sie die Kanne in Empfang nahm. Es war zu dumm, daß die Sache sich gerade in der Stunde seiner Abreise zutrug. Er hätte am liebsten Hut und Stock hingeworfen und wäre da geblieben, um dieser Geschichte näher nachzuforschen. Jedenfalls mußten Onkel und Tante mit der Familie bekannt sein, sonst hätte das junge Mädchen so etwas gar nicht verlangen können. Aber der Onkel hatte auf dem Wege zum Dampfschiff jede Bekanntschaft mit dem jungen Mädchen auf dem Wege zum Dampfschiff auf das hartnäckigste geleugnet. Freilich, der Onkel war sehr zerstreut, er konnte, wenn er in Gedanken war, seinen liebsten Freunden fremd begegnen. Hätte er nur die Tante gefragt! Was konnte es aber helfen. Ihn ging die Sache nichts weiter an. Aber Tante Philippine würde sich grämen. Sie hing an allem Alten mit wahrer Leidenschaft; sie sollte es erfahren, damit sie den Onkel beeinflusse, künftig vorsichtiger zu sein.

Solche und ähnliche Gedanken hatten Otto beschäftigt, als er auf dem Dampfschiff den Fluß hinauf fuhr, unbekümmert um die laute, geschwätzige Gesellschaft, die ihn umgab. Dann folgte die sechsstündige Eisenbahnfahrt; darauf ein Ausruhen bei der geliebten Mutter, die ihn mit Sehnsucht erwartete, damit er seine Ferien bei ihn und den Geschwistern verlebe.

Erst Mitte Oktober kehrte er in die Universitätsstadt zurück. Obwohl das Haus des alten Herrn Körner durch Verkauf in andere Hände übergegangen war, konnte Otto in demselben wieder ein Stübchen erlangen. Es war ihm lieb um der Erinnerungen willen.

Er hatte rechts im Unterstock ein einfenstriges Zimmer inne, die angrenzenden waren auch an Studenten vermietet, mit denen er jedoch nicht in nähere Berührung kam. An den meisten Abenden der Woche war er mit seinen Studiengenossen zusammen, Sonnabends war er zu Hause und verbrachte die Abende mit Arbeiten und Briefschreiben oder er spielte auf der Zither. Auf diesem Instrument war er Meister. Er hatte durch die Töne, die er demselben zu entlocken wußte, sonderlich das Herz des alten Körner erobert. Oft mußte er ihm ein oder das andere Lieblingslied vortragen. Nun war der alte Herr nicht mehr, sein Enkel weilte in weiter Ferne. Otto vermißte beide.

Es war an einem Sonnabend im Spätherbst. Rauhe Winde wehten draußen und jagten das gelbe Laub von den Bäumen. Auf der Straße war's still geworden und das Laternenlicht flackerte trübe hin und her; da irrte ein Fremder, der in seinem Aussehen und nach seiner Kleidung den besten Ständen anzugehören schien, suchend durch die Straßen. Er blieb an den Ecken stehen, um die Namen zu entziffern und bog endlich in eine Straße, die ihm die richtige zu sein schien, ein. Er sah nach den Hausnummern und stand vor einem mittelgroßen Hause still, angelockt durch ein wundervolles Zitherspiel, das, wenn die Windstöße eine Pause machten, hell und klar aus einem der unteren Zimmer drang. Der Fremde stieg die steinernen Stufen des Hauses hinan. Doch der trübe Schein der entfernten Straßenlaterne ließ ihn dieselben nicht deutlich erkennen. Er stolperte, glitt aus und fiel die Stufen so unglücklich, daß es die Verletzung eines Fußes zur Folge hatte.

Mit großer Mühe richtete er sich auf und mit Hilfe seines Stockes gelangte er bis zu Ottos Tür. Er klopfte, und Otto, der schon Geräusch im Hause vernommen hatte, öffnete dieselbe.

„Gestatten Sie einem Fremden, der einen kleinen Unfall gehabt hat, Ihre Gastfreundschaft ein Weilchen in Anspruch zu nehmen, und auch Ihre Kräfte, mein junger Herr."

Mit diesen Worten lehnte er sich auf Ottos Schulter. Der letztere bemerkte, daß der Fremde hinkte und führte ihn sorgsam bis an sein Sofa, wo der Unbekannte erschöpft niedersank. Otto bat ihn, den Fuß besichtigen zu dürfen, doch meinte der Fremde, wenn der junge Mann kein Mediziner sei, würde er lieber bitten, nach einem Arzt zu schicken, damit gleich das rechte geschehe. Er könne sich hier nicht lange aufhalten, und in der Fremde krank liegen, sei nicht angenehm.

Otto schickte einen dienstbaren Geist des Hauses zum nächsten Arzt, der alsbald erschien und eine Verrenkung des Fußes feststellte. Er legte einen Verband an, verschrieb regelmäßige Einreibungen und empfahl dringend sofortige Uebersiedelung in einen Gasthof.

Als er sich entfernt hatte, fragte der Fremde hastig, ob nicht ein alter Herr Körner, früherer Rittergutsbesitzer, hier wohne. Otto teilte ihm mit, daß derselbe allerdings in diesem Hause, das sein Eigentum gewesen sei, gewohnt habe. Er sei aber vor kurzem gestorben und das Haus sei verkauft.

Der Fremde seufzte leise: „Zu spät," legte die Hände vors Gesicht und war eine Weile ganz still. Er schien nicht willens, Otto weitere Aufschlüsse zu geben. Nun kam der bestellte Wagen und unter Ottos Beistand wurde der Fremde bald in einem bequemen Zimmer des nahen Gasthofes untergebracht. Nachdem Otto ihm beim Entkleiden behilflich gewesen, fragte er ihn, ob er etwa wünsche, daß er den Seinigen Kunde gäbe, worauf der Fremde erwiderte:

„Den Meinigen? Junger Freund, wenn ich Angehörige hätte, wäre ich heute gewiß nicht hier. Doch lassen wir das. Geben Sie mir etwas Warmes zu trinken, es fröstelt mich. Dann möchte ich versuchen zu ruhen, ich bin sehr müde."

Otto besorgte dem Fremdling eine Erquickung und beschloß, so lange zu bleiben, bis der Kranke zur Ruhe gekommen sei. Er setzte sich an den Tisch, stellte die Lampe so, daß das Licht den Kranken nicht traf und ließ den Gedanken freien Lauf. Was konnte es mit dem Fremden für eine Bewandtnis haben? Warum hatte er nach dem alten Körner gefragt und war so erschrocken und traurig gewesen, als er von dessen Tode hörte? Sollte er mit der Familie in nahem Zusammenhang stehen? Sollte er — doch nein, das konnte wohl nicht sein — von Heinrichs Vater Kunde bringen?

Der Fremde ließ von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer hören. Endlich wurde er ruhiger und fiel, von Erschöpfung und Müdigkeit überwältigt, in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen klagte er über vermehrte Schmerzen im Fuß. Der Arzt mußte aufs neue verbinden und empfahl Schonung und Ruhe. Otto mußte ihm viel von seiner freien Zeit opfern und tat es gern. Einen kranken Fuß haben und doch dabei gesund sein, ist eine harte Geduldsprobe, zumal für jemand, der gewöhnt ist, tätig zu sein. Otto fühlte sich zu dem Fremdling hingezogen. Es war ihm, als müsse derselbe in irgend einem Zusammenhang mit seinem Freund Heinrich stehen, doch verbot ihm sein Zartgefühl, darauf anzuspielen. Seine Zither, die während des arbeitsreichen Semesters oft unbeachtet liegen bleiben mußte, kam jetzt zur vollen Geltung Er mußte sie dem Fremden zulieb mitbringen und sich täglich darauf hören lassen.

Eines Abends, die letzten Töne eines Liedes waren verklungen, sah der Fremde Otto lange und ernst an, als wollte er ihn prüfen, ob er nicht zu jung sei, von traurigen Erlebnissen erzählen zu hören. Plötzlich fragte er hastig:

„Sagen Sie, hatte der vormalige Besitzer des Hauses, in dem Sie wohnen, einen Sohn?"

„So viel ich weiß, nicht," antwortete Otto. „Nur eine Tochter, die Mutter meines Freundes."

„Die Mutter Ihres Freundes," rief der Fremde erregt. „Haben Sie die Mutter gekannt?"

„Nicht doch," versetzte Otto. „Sie ist kurz nach der Geburt Heinrichs gestorben. Er ist von seinen Großeltern erzogen worden."

„Und der Vater?" sagte der Fremde mit gepreßter Stimme, die Hand vors Gesicht legend.

„Den Vater hat er gar nicht gesehen, nie gekannt. Der soll sich sehr bald wieder verheiratet haben und ins Ausland gegangen sein, woher er stammt. Mein Freund ist von den Großeltern angenommen, sie haben ihm volle Liebe angedeihen lassen und ich glaube, er hat seinen Vater wenig vermißt."

„So ist es, wenn Eltern ihre Pflichten vergessen; wie können sie Liebe ernten, wo sie keine säen. Sie sagten, der Enkel des Herrn Körner sei Ihr Freund. Erzählen Sie von ihm, es ist mir wichtig. Wo hält sich der junge Mann auf, was [...] Lebensberuf hat er ergriffen[...] wohl mehrere Jahre älter a[...]

Otto bejahte das letztere [...] zählte ohne Rückhalt, was e[...] nem Freunde wußte, wie sie [...] nicht so lange miteinander [...] seien, wie aber dennoch die [...] schaft eine feste und dauernd[...] des verschiedenen Lebensbr[...] wie großen Schmerz ihnen [...] jetzige Trennung verursacht[...]

„Wo weilt denn Ihr [...] fragte der Fremde erregt.

„Er ist Schiffnarzt eines [...] Seeschiffes, das nach Südam[...] stimmt ist. Einesteils wollt[...] Kenntnisse erweitern, a[...] hoffte er im fernen Wel[...] Spur — Otto stockte — [...] ters zu entdecken."

„Und der Vater geht nad[...] um endlich seinen Sohn [...] chen," rief der Fremde leide[...] „Mein Gott, warum mu[...] kommen? Gerade, wo ich [...] Sohn zu begegnen hoffe, [...] sere Wege weiter denn je [...] der. Das ist aber die gerec[...] für den Leichtsinn frühere[...] der mich meine Vaterpflicht[...] sen ließ. Aber, mein junge[...] Sie trauen es mir nicht zu [...] Lieblosigkeit und Kälte a[...] Versäumnis schuld sind. Ne[...] re, harte Schicksalsschläge h[...] betroffen. Ich werde Ih[...] Herz nicht damit belasten, [...] ben Sie mir: die Liebe u[...] sucht nach meinem Erstgeb[...] beständig groß und mächti[...] gewesen. Der Schmerz, fer[...] weilen zu müssen, hat imm[...] nem Herzen genagt. Sei[...] mir unvergeßliche Mutter [...] nach kaum einjähriger Ehe [...] Tod entrissen. Die Elter[...] sich vor Schmerz über den [...] einzigen Tochter, nahmen [...] Vermächtnis, das sie hinter[...] sich, und ich, der ich nur [...] Jahre nach Deutschland [...] war in Geschäften des gro[...] lungshauses, das mein Vat[...] york inne hatte, dachte nie[...] als mein teures Kind ein[...] hinüber nehmen zu können. [...] te ich etwa ein Jahr nach [...] meiner Frau ein junges [...] kennen, das äußerlich eine [...] bare Aehnlichkeit mit der [...] nen hatte. Das zog mich a[...] weckte in mir den Gedanke[...] und keine andere mich am b[...] de trösten können. Ohne [...] prüfen, nur nach dem Ae[...] teilend band ich mich. Er[...] wir verlobt waren, erkannt[...] näherer Bekanntschaft, daß [...] res nicht dem Aeußeren ent[...] war kalt und berechnend u[...] dem Kinde der ersten F[...] freundliches Herz entge[...] Großeltern, die das Kind [...] liebten, wollten es nicht [...] und da sich bei meiner zwe[...] keine große Neigung fand, [...] zu nehmen, so beharrten die[...] tern um so hartnäckiger dar[...] behalten. Es war ein hart[...] für mich. Meine Zeit in D[...] war abgelaufen, ich mußte [...] meinen Platz. Die Frau, [...] glänzendes Los an mein[...] hoffte, folgte mir.

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Freundinnen

Von Helene Hübner

(Fortsetzung.)

Und nun hatte er sie gesehen, gerade da er es am wenigsten vermutete. Und welch seltsame Lage! Er hatte ihr mit stummer Verbeugung ein altes Familienerbstück überreicht, innerlich empört über des Onkels sorgloses Beginnen. Das junge Mädchen schien ein reiches Maß Dreistigkeit zu besitzen, mir nichts dir nichts eine fremde Familie um alte Familienandenken anzugehen! Und doch wieder: der Gesichtsausdruck war ein so demütiger, hilfesuchender gewesen, als sie die Kanne in Empfang nahm. Es war zu dumm, daß die Sache sich gerade in der Stunde seiner Abreise zutrug. Er hätte am liebsten Hut und Stock hingeworfen und wäre da geblieben, um dieser Geschichte näher nachzuforschen. Jedenfalls mußten Onkel und Tante mit der Familie bekannt sein, sonst hätte das junge Mädchen so etwas gar nicht verlangen können. Aber der Onkel hatte auf dem Wege zum Dampfschiff jede Bekanntschaft mit dem jungen Mädchen auf dem Wege zum Dampfschiff auf das hartnäckigste geleugnet. Freilich, der Onkel war sehr zerstreut, er konnte, wenn er in Gedanken war, seinen liebsten Freunden fremd begegnen. Hätte er nur die Tante gefragt! Was konnte es aber helfen. Ihn ging die Sache nichts weiter an. Aber Tante Philippine würde sich grämen. Sie hing an allem Alten mit wahrer Leidenschaft; sie sollte es erfahren, damit sie den Onkel beeinflusse, künftig vorsichtiger zu sein.

Solche und ähnliche Gedanken hätten Otto beschäftigt, als er auf dem Dampfschiff den Fluß hinauf fuhr, unbekümmert um die laute, geschwätzige Gesellschaft, die ihn umgab. Dann folgte die sechsstündige Eisenbahnfahrt; darauf ein Ausruhen bei der geliebten Mutter, die ihn mit Sehnsucht erwartete, damit er seine Ferien bei ihn und den Geschwistern verlebe.

Erst Mitte Oktober kehrte er in die Universitätsstadt zurück. Obwohl das Haus des alten Herrn 'Körner durch Verkauf in andere Hände übergegangen war, konnte Otto in demselben wieder ein Stübchen erlangen. Es war ihm lieb um der Erinnerungen willen.

Er hatte rechts im Unterstock ein einfenstriges Zimmer inne, die angrenzenden waren auch an Studenten vermietet, mit denen er jedoch nicht in nähere Berührung kam. An den meisten Abenden der Woche war er mit seinen Studiengenossen zusammen, Sonnabends war er zu Hause und verbrachte die Abende mit Arbeiten und Briefschreiben oder er spielte auf der Zither. Auf diesem Instrument war er Meister. Er hatte durch die Töne, die er demselben zu entlocken wußte, sonderlich das Herz des alten Körner erobert. Oft mußte er ihm ein oder das andere Lieblingslied vortragen. Nun war der alte Herr nicht mehr, sein Enkel weilte in weiter Ferne. Otto vermißte beide.

Es war an einem Sonnabend im Spätherbst. Rauhe Winde wehten draußen und jagten das gelbe Laub von den Bäumen. Auf der Straße war's still geworden und das Laternenlicht flackerte trübe hin und her; da irrte ein Fremder, der in seinem Aussehen und nach seiner Kleidung den besten Ständen anzugehören schien, suchend durch die Straßen. Er blieb an den Ecken stehen, um die Namen zu entziffern und bog endlich in eine Straße, die ihm die richtige zu sein schien, ein. Er sah nach den Hausnummern und stand vor einem mittelgroßen Hause still, angelockt durch ein wundervolles Zitherspiel, das, wenn die Windstöße eine Pause machten, hell und klar aus einem der unteren Zimmer drang. Der Fremde stieg die steinernen Stufen des Hauses hinan. Doch der trübe Schein der entfernten Straßenlaterne ließ ihn dieselben nicht deutlich erkennen. Er stolperte, glitt aus und fiel die Stufen so unglücklich, daß es die Verletzung eines Fußes zur Folge hatte. Mit großer Mühe richtete er sich auf und mit Hilfe seines Stockes gelangte er bis zu Ottos Tür. Er klopfte, und Otto, der schon Geräusch im Hause vernommen hatte, öffnete dieselbe.

„Gestatten Sie einem Fremden, der einen kleinen Unfall gehabt hat, Ihre Gastfreundschaft ein Weilchen in Anspruch zu nehmen, und auch Ihre Kräfte, mein junger Herr."

Mit diesen Worten lehnte er sich auf Ottos Schulter. Der letztere bemerkte, daß der Fremde hinkte und führte ihn sorgsam bis an sein Sofa, wo der Unbekannte erschöpft niedersank. Otto bat ihn, den Fuß besichtigen zu dürfen, doch meinte der Fremde, wenn der junge Mann kein Mediziner sei, würde er lieber bitten, nach einem Arzt zu schicken, damit gleich das rechte geschehe. Er könne sich hier nicht lange aufhalten, und in der Fremde krank liegen, sei nicht angenehm.

Otto schickte einen dienstbaren Geist des Hauses zum nächsten Arzt, der alsbald erschien und eine Verrenkung des Fußes feststellte. Er legte einen Verband an, verschrieb regelmäßige Einreibungen und empfahl dringend sofortige Uebersiedelung in einen Gasthof.

Als er sich entfernt hatte, fragte der Fremde hastig, ob nicht ein alter Herr Körner, früherer Rittergutsbesitzer, hier wohne. Otto teilte ihm mit, daß derselbe allerdings in diesem Hause, das sein Eigentum gewesen sei, gewohnt habe. Er sei aber vor kurzem gestorben und das Haus sei verkauft.

Der Fremde seufzte leise: „Zu spät," legte die Hände vors Gesicht und war eine Weile ganz still. Er schien nicht willens, Otto weitere Aufschlüsse zu geben. Nun kam der bestellte Wagen und unter Ottos Beistand wurde der Fremde bald in einem bequemen Zimmer des nahen Gasthofes untergebracht. Nachdem Otto ihm beim Entkleiden behilflich gewesen, fragte er ihn, ob er etwa wünsche, daß er den Seinigen Kunde gäbe, worauf der Fremde erwiderte:

„Den Meinigen? Junger Freund, wenn ich Angehörige hätte, wäre ich heute gewiß nicht hier. Doch lassen wir das. Geben Sie mir etwas Warmes zu trinken, es fröstelt mich. Dann möchte ich versuchen zu ruhen, ich bin sehr müde."

Otto besorgte dem Fremdling eine Erquickung und beschloß, so lange zu bleiben, bis der Kranke zur Ruhe gekommen sei. Er setzte sich an den Tisch, stellte die Lampe so, daß das Licht den Kranken nicht traf und ließ den Gedanken freien Lauf. Was konnte es mit dem Fremden für eine Bewandtnis haben? Warum hatte er nach dem alten Körner gefragt und war so erschrocken und traurig gewesen, als er von dessen Tode hörte? Sollte er mit der Familie in nahem Zusammenhang stehen? Sollte er — doch nein, das konnte wohl nicht sein — von Heinrichs Vater Kunde bringen?

Der Fremde ließ von Zeit zu Zeit tiefe Seufzer hören. Endlich wurde er ruhiger und fiel, von Erschöpfung und Müdigkeit überwältigt ,in einen tiefen Schlaf.

Am andern Morgen klagte er über vermehrte Schmerzen im Fuß. Der Arzt mußte aufs neue verbinden und empfahl Schonung und Ruhe. Otto mußte ihm viel von seiner freien Zeit opfern und tat es gern. Einen kranken Fuß haben und doch dabei gesund sein, ist eine harte Geduldsprobe, zumal für jemand, der gewöhnt ist, tätig zu sein. Otto fühlte sich zu dem Fremdling hingezogen. Es war ihm, als müsse derselbe in irgend einem Zusammenhang mit seinem Freund Heinrich stehen, doch verbot ihm sein Zartgefühl, darauf anzuspielen. Seine Zither, die während des arbeitsreichen Semesters oft unbeachtet liegen bleiben mußte, kam jetzt zur vollen Geltung Er mußte sie dem Fremden zulieb mitbringen und sich täglich darauf hören lassen.

Eines Abends, die letzten Töne eines Liedes waren verklungen, sah der Fremde Otto lange und ernst an, als wollte er ihn prüfen, ob er nicht zu jung sei, von traurigen Erlebnissen erzählen zu hören. Plötzlich fragte er hastig:

„Sagen Sie, hatte der vormalige Besitzer des Hauses, in dem Sie wohnen, einen Sohn?"

„So viel ich weiß, nicht," antwortete Otto. „Nur eine Tochter, die Mutter meines Freundes."

„Die Mutter Ihres Freundes," rief der Fremde erregt. „Haben Sie die Mutter gekannt?"

„Nicht doch," versetzte Otto. „Sie ist kurz nach der Geburt Heinrichs gestorben. Er ist von seinen Großeltern erzogen worden."

„Und der Vater?" fragte der Fremde mit gepreßter Stimme, die Hand vors Gesicht legend.

„Den Vater hat er gar nicht gesehen, nie gekannt. Der soll sich sehr bald wieder verheiratet haben und ins Ausland gegangen sein, woher er stammt. Mein Freund ist von den Großeltern angenommen, sie haben ihm volle Liebe angedeihen lassen und ich glaube, er hat seinen Vater wenig vermißt."

„So ist es, wenn Eltern ihre Pflichten vergessen; wie können sie Liebe ernten, wo sie keine säen. Sie sagten, der Enkel des Herrn Körner sei Ihr Freund. Erzählen Sie von ihm, es ist mir wichtig. Wo hält sich der junge Mann auf, was für einen Lebensberuf hat er ergriffen? Er ist wohl mehrere Jahre älter als Sie?"

Otto bejahte das letztere und erzählte ohne Rückhalt, was er von seinem Freunde wußte, wie sie noch gar nicht so lange miteinander bekannt seien, wie aber dennoch die Freundschaft eine feste und dauernde sei, trotz des verschiedenen Lebensbrufs, und wie großen Schmerz ihnen beiden die jetzige Trennung verursacht habe.

„Wo weilt denn Ihr Freund?" fragte der Fremde erregt.

„Er ist Schiffnarzt eines größeren Seeschiffes, das nach Südamerika bestimmt ist. Einesteils wollte er seine Kenntnisse erweitern, anderenteils hoffte er im fernen Weltteil eine Spur — Otto stockte — seines Vaters zu entdecken."

„Und der Vater geht nach Europa, um endlich seinen Sohn aufzusuchen," rief der Fremde leidenschaftlich. „Mein Gott, warum mußte es so kommen? Gerade, wo ich meinem Sohn zu begegnen hoffe, gehen unsere Wege weiter denn je auseinander. Das ist aber die gerechte Strafe für den Leichtsinn früherer Jahre, der mich meine Vaterpflichten vergessen ließ. Aber, mein junger Freund, Sie trauen es mir nicht zu, daß nur Lieblosigkeit und Kälte an meiner Versäumnis schuld sind. Nein, schwere, harte Schicksalsschläge haben mich betroffen. Ich werde Ihr junges Herz nicht damit belasten, aber glauben Sie mir: die Liebe und Sehnsucht nach meinem Erstgeborenen ist beständig groß und mächtig in mir gewesen. Der Schmerz, fern von ihm weilen zu müssen, hat immer an meinem Herzen genagt. Seine teure, mir unvergeßliche Mutter wurde mir nach kaum einjähriger Ehe durch den Tod entrissen. Die Eltern, außer sich vor Schmerz über den Verlust der einzigen Tochter, nahmen das teure Vermächtnis, das sie hinterlassen, zu sich, und ich, der ich nur auf einige Jahre nach Deutschland gekommen war in Geschäften des großen Handlungshauses, das mein Vater in Neuyork inne hatte, dachte nicht anders als mein teures Kind einst mit mir hinüber nehmen zu können. Da lernte ich etwa ein Jahr nach dem Tode meiner Frau ein junges Mädchen kennen, das äußerlich eine wunderbare Aehnlichkeit mit der Verstorbenen hatte. Das zog mich an und erweckte in mir den Gedanken, daß sie und keine andere mich am besten würde trösten können. Ohne lange zu prüfen, nur nach dem Aeußern urteilend band ich mich. Erst nachdem wir verlobt waren, erkannte ich nach näherer Bekanntschaft, daß ihr Inneres nicht dem Aeußeren entsprach. Sie war kalt und berechnend und brachte dem Kinde der ersten Frau kein freundliches Herz entgegen. Die Großeltern, die das Kind über alles liebten, wollten es nicht fortgeben, und da sich bei meiner zweiten Frau keine große Neigung fand, das Kind zu nehmen, so beharrten die Großeltern um so hartnäckiger darauf, es zu behalten. Es war ein harter Kampf für mich. Meine Zeit in Deutschland war abgelaufen, ich mußte hinüber an meinen Platz. Die Frau, die auf ein glänzendes Los an meiner Seite hoffte, folgte mir.

(Fortsetzung folgt.)

Im Lande der Tränen.

Schicksale einer deutsch-russischen Flüchtlingsfamilie.

(Von M. Winner, Lübecke.)

(Fortsetzung)

In der Nähe der Kirchhofsmauer bot sich ein grausiges Bild dar. In Eis und Schnee kauerten die Familien dort und harrten des furchtbaren Schicksals, nach Sibirien verschickt zu werden, ins Ungewisse, die meisten von ihnen in den Tod. Greise wimmerten leise vor sich hin. Säuglinge schrieen, Kranke stöhnten. Einige bemühten sich um eine Wöchnerin, die in Ohnmacht gefallen war. August kannte sie alle.

Aus diesem Elendswirrwarr löste sich eine Gestalt. Liese Leuthold hatte ihn erblickt. Ein Schimmer des Glückes huschte über ihr müdes Gesicht, aber nur einen kurzen Augenblick. Stumm gingen sie beide durch die Kirchhofspforte. Auf einem verschneiten Hügel unter den beeisten Ruten einer Trauerweide nahmen sie Platz.

„Heute Nacht fliehen wir nach Moskau, Lise. Du mußt dich uns heimlich anschließen, keiner wird dich vermissen.“

Ein Strom von Tränen stürzte ihr aus den Augen. Und je mehr er ihr zuredete, desto stärker wurde ihr Weigern. „Ich kann doch nicht fort, wir sind ja alle gezählt, und man würde es den Meinigen entgelten lassen. Dann muß ich auch Mutters Stütze sein, Vater ist noch keine 55 Jahre alt, und alle die Männer sollen ja getrennt von ihren Familien nach Sibirien zum Holzfällen geschickt werden.“

„Da ist doch noch dein Onkel Karl bei euch.“

Ein Jammer sprach aus ihren Worten. „Seit sie alles bei uns aufgeschrieben haben, betrank er sich jeden Tag. Fünf Kopeken kostet es nur, sagt er, und für ein paar Stunden ist alles Leid vergessen.“

„Ich habe dich so lieb, Liese, das weißt du. Du solltest doch meine Frau werden. Und nun — ist — alles aus.“ Er nahm sie in seine Arme, ihre Tränen flossen ineinander. Aus? Für immer aus? Durch Meere und Sorge getrennt? — — —

Draußen am anderen Ende der Mauer ging eine Bewegung durch die Volksmasse. Hastig sprang Liese auf. Ihr hoffnungsleerer Blick fiel auf den Grabstein, zu dessen Füßen sie gesessen hatten. „Deine Gnade müsse mein Trost sein.“ Nun las auch August halblaut den Spruch. „Dein Gnade! Herr Jesus! Deine Gnade!“ wimmerten zwei zerquälte Menschenkinder. Ein letztes Herzen in diesem Leben, dann floh sie davon. Ein jeder ging an den Platz, wo Gott ihn hingewiesen hatte. — Ohne irdische Hoffnung.

Moskau, gutes, altes Mütterchen Moskwa! Stadt der Klöster und Kirchen! Goldene Kuppeln glitzern im Sonnenschein. Ist es möglich, daß so viel Elend und Jammer unter deinen Dächern wohnt?

Wegen der ununterbrochenen Arbeitszeit ist ein ständiges Hasten, Fluten und Drängen in den Hauptverkehrsstraßen, daß man nur im Strom vorwärts gehen kann.

Die Staatsgeschäfte — Privathandel gibt es nicht mehr — sind bis Mitternacht offen, und schon früh um vier Uhr beginnt das Anstehen vor den Lebensmittelgeschäften. Es herrscht Kartensystem, aber da viele überhaupt keine Berechtigung auf Karten haben, so blüht der Schleichhandel. An jeder Ecke stehen die Bettler, zerlumpt, hoffnungslos strecken sie die mageren Hände aus. Verwahrloste Kinder irren in Scharen umher. Sie stehlen und rauben, es ist unmöglich, daß die Miliz mit ihnen fertig wird.

In den Datschenorten vor Moskau, wo die unzähligen Sommerwohnungen der ehemals Reichen leer stehen, hatten sich die Flüchtenden zu Tausenden einquartiert. Auch Mühlenbrinks hausten hier seit Monaten in einem engen Raum mit 40 anderen. Manchmal versuchten sie ein spärliches Feuer anzuzünden, aber Decke und Wände blieben stets dick beeist. So hatten sie alle, einer neben dem andern ihre dürftigen Lager auf dem naßschmutzigen Fußboden hergerichtet. Es kam niemand von ihnen aus den Kleidern, denn obwohl sie dicht beieinander lagen, hätten sie anders vor Kälte und Frost nicht zu schlafen vermocht. Auch hier wurden sie bespitzelt, Sowjetspione lauerten an allen Ecken, und eines Tages wurde einer der Prediger aus ihrer Mitte, der ihnen täglich die Frühandacht hielt, verhaftet und wegen „kontrarevolutionärer Tätigkeit“ erschossen. Am nächsten Tag starb seine Frau während der Entbindung. Fünf andere Kinder aus diesem Raum hatte man inzwischen auch schon begraben müssen.

Großmutter Mühlenbrink war noch in der Heimat sanft entschlafen. Am letzten Morgen hatte Minna sie entseelt in ihrem Bett aufgefunden. Da verschob man die Abreise, bis sie ihre letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Als Alfred Mühlenbrink, wie so oft schon, auch heute wieder mit einigen Leidensgenossen aus dem deutschen Konsulat kam, um zu erfahren, wie ihre Aussichten standen, wurden sie plötzlich von den Soldaten der Tscheka verhaftet. Es kam hier niemand darauf, sich zur Wehr zu setzen, still schritten sie mit den Soldaten zum Gefängnis. Beim Verlesen der Namen wurden einige von ihnen wieder freigelassen, aber Alfred wurde mit etlichen andern verhört. Man sprach ihnen zu, doch wieder zurückzufahren, kein anderes Reich wolle sie ja aufnehmen.

(Schluß folgt)

— **Die Arbeiterpartei Ontarios hat** sich gegen den russischen Bolschewismus ausgesprochen.

— **Auf den Portugisischen Madeira-**Inseln ist eine Revolution ausgebrochen. Von Lissabon wurde Militär hingeschickt, den Aufstand zu unterdrücken.

— **Ponce, Porto Rico, 23. März.** An Bord des Kriegsschiffes „Arizona“ traf Präsident Hoover hier heute ein und wurde vom Gouverneur Theodore Roosevelt und einem Empfangskomitee herzlich begrüßt. Die Stadt prangt im Flaggenschmuck. Die „Arizona“ warf zwei Meilen außerhalb der Stadt Anker, worauf der Präsident mit seinem Gefolge in einem kleineren Boot an den Landungsplatz gebracht wurde.

— **Berlin, 22. März.** Die Herstellung eines 200pferdigen Flugmotors von nur 14 Pfund Gewicht, von welchem eine Umwälzung des Weitstreckenfluges erwartet wird, ist dem deutschen Sachverständigen für flüssige Gase, Paul Heylandt, gelungen. Heylandt will in Kürze zu einem Besuch in New York eintreffen. Er wird von Max Valier begleitet sein, der im letzten Jahr die Welt durch seinen Raketenmotor überrascht hatte, der durch die Energieumsetzung eines explodierenden Gemisches von flüssigem Sauerstoff und Gasolin angetrieben wird.

— **Das kleine gute Werk ist besser als** die großartigste Absicht.

— **Bei St. Boniface, Man. wird** nach Oel gebohrt. Allem Anschein nach ist auf dem von 14 Acker, die zu $2000 per Acker verkauft wurden, Oel vorhanden. Entdeckt wurde es, als ein Brunnen anstatt Wasser — Oel lieferte.

— **Wilkens hat auf seinem Unterseeboot** „Nautilus" die erste Strecke von Philadelphia nach New York gemacht. Es ist eingerichtet, um unter dem Eis den Nordpol zu erreichen.

— Buenos Aires. Die kanadische Handelsmission verließ am Montag auf dem Dampfer „Prince Robert" Argentinien, nachdem sie mit besonderer Wärme dort von der Regierung und den verschiedenen Organisationen empfangen worden war. Am Donnerstag werden sie in Santos eintreffen und Sao Paulo, Rio de Janeiro und Pernambuco besuchen, bevor sie nach Canada zurückkehren werden.

— Nach einer Zusammenstellung der „Moskauer Rundschau" befinden sich zur Zeit in der Sowjetunion etwa 4000 ausländische Ingenieure, Werkmeister und Arbeiter mit Sonderverträgen, und zwar vor allem in der Kohlen-, Textil- und Metallindustrie. Daneben arbeiten in der Sowjetunion Angestellte von 124 großen ausländischen Firmen, mit denen die Sowjetregierung technische Hilfsverträge abgeschlossen hat. Die größte Zahl der Fachleute stammt aus Deutschland und Amerika. Im laufenden Jahre sollen nach dieser Quelle noch etwa 13,000 ausländische Fachleute verpflichtet werden, und zwar je 3000 Ingenieure und Vorarbeiter und 7000 qualifizierte Arbeiter. Davon sollen je 2600 Ingenieure und Vorarbeiter und 5000 Arbeiter aus Westeuropa und die übrigen aus Amerika kommen. Alle diese in der Sowjetunion beschäftigten Ausländer erhalten besondere Nahrung und Warenbestände, es sollen besondere Nahrungsmittelfonds und -Bestände bereitgestellt sein, und die Belieferung soll ohne Nationalisierung zu festen Preisen erfolgen.

— Berlin. Auf polizeiliche Anordnung mußte die hiesige kommunistische „Presse- und Kultur-Ausstellung" geschlossen werden. Die Presse der Rechten und des Zentrums hatte die Ausstellung verurteilt, weil ihre antireligiöse Abteilung unter dem Protektorat der Internationalen Proletarischen Freidenker-Gesellschaft gestanden hatte.

Hauptteil der Ausstellung waren Karikaturen, satirische Zeichnungen und Sprüche, die darauf abzielten, die Religion zu verhöhnen. Es war auch eine Koje dort, wo die Besucher den Austritt aus ihrer Kirchengemeinde vollziehen konnten, indem sie einem Notar zwei Mark bezahlten. Die gesamten Ausstellungsobjekte, die etwa eine Woche lang zu sehen gewesen waren, wurden beschlagnahmt.

— Nairobi, Britisch-Ostafrika. Ernst Udet, der bekannte deutsche Kriegsflieger, der gegenwärtig in Afrika Tonfilmaufnahmen des Tierlebens macht, ist von einem britischen Flieger aus schwerer Gefahr gerettet worden. Während des Krieges war Udets Flugzeug mit seinem schwarzen Abzeichen des Eisernen Kreuzes häufig die Zielscheibe britischer Angriffe. Heute kann er einem seiner früheren Feinde wahrscheinlich sein Leben verdanken.

Kapitän Campbell Block vom britischen Fliegerkorps, der über die verräterische Wüste des Nil-Sudd-Geländes flog, entdeckte Udets beschädigtes Flugzeug im Sandmeer. Unter Einsetzung seines eigenen Lebens machte er ein gefährliche Landung und stellte fest, daß Udet ohne Gasolin, Nahrungsmittel und Wasser niedergezwungen worden war.

Kapitän Black teilte seine dürftige Ration von Biskuit und Wasser mit dem Deutschen und stieg dann wieder auf, um den britischen Fliegerstützpunkt von Khartum zu benachrichtigen, von wo sofort eine Hilfsexpedition ausgeschickt wurde.

— Moskau. Der sechste Kongreß der Sovietunion, an dem 1479 Delegaten aus allen Teilen des weiten Reiches teilnehmen, tagt im Opernhaus. Aus 40 Republiken sind Vertreter eingetroffen, viele in ihren Nationaltrachten.

Die Eröffnungsrede hielt Wyatscheslaff Molotoff, Vorsitzer des Rates der Volkskommissare, eine Stellung, die der eines Premierministers entspricht. Er sprach über die Wirtschaftskrise, die in der ganzen Welt herrscht, und wetterte gegen die kapitalistischen Länder.

Besonders nahm er die Vereinigten Staaten vor und lenkte die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf die Aeußerung eines amerikanischen Senators, der erklärt habe, daß in den Vereinigten Staaten täglich tausend Menschen Hungers sterben. (?)

Man vergleiche solche Zustände, fuhr er fort, mit denen in der Soviet-Republik, wo es weder Arbeitslosigkeit noch Hungersnot gebe. (?)

„Die Krisis in den kapitalistischen Ländern," sagte Molotoff, „ist nicht in der Abnahme, sondern in der Zunahme begriffen. Die Produktion ist in den Vereinigten Staaten um 32 Prozent und in England um 29 Prozent gesunken. Kein Anzeichen der Besserung ist zu sehen, und die Länder sitzen wie in einer Falle, aus der sie sich nicht freimachen können. Der deutsche Wirtschaftler Bonn sagt, der Kapitalismus liege in den letzten Zügen, wenn ein so reiches Land wie Amerika die Krise nicht überwinden könne." (?)

— Berlin. Reichswehrminister Wilhelm Groener sagte am 9. März vor dem Finanzausschuß des Reichstages, „Frankreich hätte noch nicht einmal den Anfang zur Abrüstung gemacht und im Gegenteil durch die neue Art seiner Heeresorganisation das stärkste und am leichtesten zu mobilisierende Kriegsinstrument in der ganzen Welt geschaffen."

— London. Premier MacDonalds Ankündigung, daß das während der Londoner Indienkonferenz eingesetzte Komitee für den Aufbau des künftigen indischen Staatenbundes in Kürze seine Arbeiten wieder aufnehmen wird, folgten Meldungen aus offiziellen Kreisen, daß Mahatma Gandhi in diesem Frühjahr, wahrscheinlich im Mai, London besuchen mag.

— Oesterreichischer Auswanderungsplan lautet: In Paraguay sollen 100,000 Oesterreicher geschlossen angesiedelt werden. Eine Aktiengesellschaft finanziert die Auswanderung, wie aus Wien gemeldet wird. Leiter ist der österreichische Bundesminister für Land- und Forstwirtschaft, Andreas Thaler, der in einer Pressekonferenz die Einzelheiten seines großen Auswanderungsprojektes mitgeteilt hat.

— Etampes, Frankreich. 10 Personen fanden einen jähen Tod und 50 andere wurden verletzt, als der Schnellzug Paris-Bordeaux entgleiste und in einen im Bahnhof haltenden Vorortszug hineinsauste. Die Ursache des schweren Bahnunglücks vermochten die Beamten der Bahngesellschaft vorläufig noch nicht zu ermitteln.

— Hamburg. Die Polizei brachte die größte bisher in Deutschland dagewesene politische Razzia zur Ausführung, indem sie 1500 Personen verhaftete, von denen 1200 wegen Ruhestörung strafverfolgt werden soll.

— Bombay, Indien. Die „rote" politische Unterstützung, die gelegentlich in indischen revolutionären Umtrieben sich bemerkbar gemacht hat, ist in letzter Zeit häufiger aufgetreten.

— Acht Mitarbeiter der russischen Handelsvertretung in London haben den Befehl der Sovietregierung erhalten, nach Moskau zurückzukehren und einen Bericht über ihre Tätigkeit zu erstatten. Drei von den zurückberufenen Beamten haben die Rückkehr nach Moskau verweigert, da sie befürchteten, in Moskau erschossen zu werden. Die nicht zurückkehrenden Beamten werden bekanntlich in Abwesenheit zum Tode verurteilt, weil die Verweigerung der Rückkehr nach Moskau nach dem letzten Beschluß des Vollzugsausschusses der Sovietunion Verrat an den proletarischen Interessen des Landes bedeutet!

— **Im Alter von 78 Jahren starb am** 24. Februar der frühere Großherzog Friedrich August von Oldenburg. Er hatte während der Revolution am 11. November 1918 auf seinen Thron verzichtet. Seither hat er in aller Stille auf seinem Familiengut Rastrede gelebt, das er bewirtschaftete und mit dem auch mehrere Fabrikbetriebe in Verbindung standen. Die Tochter des Großherzogs aus erster Ehe, Sophie Charlotte, war mit dem zweiten Sohne des Kaisers Wilhelm, Prinz Eitel Friedrich, verheiratet, ließ sich jedoch von ihm scheiden und heiratete den Rittmeister von Hedemann.

— **Durch eine Proklamation des Präsidenten** Hoover wurde im nördlichen Michigan ein großes Gebiet als National-park mit dem Namen Hiawatha National Forest erklärt. Damit wird der Name eines Indianers aus dem Stamme der Irokesen geehrt, der seine Stammesgenossen im Handwerk und in der Landwirtschaft der Weißen unterwiesen hat. Der Park umfaßt 800,000 Acres und ist ein Paradies für Naturfreunde.

— **Die Kosten eines geplanten Nicaraguakanals** wurden von Ingenieuren der Armee, welche die Strecke vermessen haben, auf $700,000,000 geschätzt.

— **Der kluge Hund. Mr. Brown:** „Ist Ihr Hund klug?" · Mr. Frederking (stolz): „Klug? Nun, das sollte ich meinen. Gestern ging ich mit ihm aus, blieb plötzlich stehen und sagte: „Fiffi, wir haben was vergessen." Und was meinen Sie, er setzte sich hin und kratzte sich den Kopf, ob es ihm nicht einfallen wollte, was es wäre."

— **Respektverweigerung. Dienstmädchen** vom Lande: „Gnädige Frau, der Kules hat den Bratenrest aus der Speisekammer geholt." Dame: „Wer ist der Kules?" Minna: „Na, der Hund doch!" Dame: „Aber Minna, der heißt doch Herkules." Minna: „Ich werd' doch zu so eenem Vieh nicht Herr Kules sagen!"

— **Ein Rechenkünstler. Lehrer. „Also** ein Haus hat vier Treppen, jede Treppe hat zwölf Stufen. Wieviel Stufen muß ich demnach steigen, um auf den Boden des Hauses zu gelangen; nun, Franz?" Franz: „Alle."

— **Die Landung von Kapitän John** Smith bei Kap Henry, Virginia, am 16. April 1607 wird in diesem Jahre am 26. April festlich begangen werden. Präsident Hoover ist zur Teilnahme eingeladen worden.

— **Still beschäftigt. „Was tun Sie** hier?" „Det was Se hier sehen." „Ich sehe nichts!" „Det tue ick ja eben."

— **Einfaches Verfahren. Als Kaiser** Ferdinand II. von Oesterreich einst von Prag nach Wien zurückkehrte, fand er die Mittagstafel gedeckt; und wurden die Speisen schon aufgetragen. Der Kaiser wünschte indes, vor der Mahlzeit seine Reisekleider abzulegen und sich's überhaupt bequem zu machen. Er entledigte sich der Stiefel, konnte aber weder Schuhe noch Pantoffeln entdecken. Die Höflinge wurden sehr aufgeregt und schalten über die Nachlässigkeit der Diener. Ferdinand aber lachte und sagte: „Setzen wir uns zu Tische. Dabei brauchen wir weder Schuhe noch Stiefel; es ist ja nicht kalt!" Der Hof erlebte auf diese Art das Schauspiel, daß ein Kaiser in Strümpfen zur Tafel ging.

— **Gute Antwort. Der Theolog und** Philosoph Karl Alexander Freiherr von Reichlin-Meldegg (1801—1877) war zuerst Katholik und ordentlicher Professor der Theologie in Freiburg, trat dann zur evangelischen Kirche über und wurde Dozent der Kirchengeschichte in Heidelberg, wo er sich verheiratete. Als er eines Tages mit seiner Frau und seinem Söhnchen auf das Schloß ging, begegnete ihm einer der früheren Freiburger Kollegen und gedachte, ihn aufzuziehen, indem er ironisch sagte: „Sieh, da kommt ja die ganze heilige Familie!" Reichlin-Meldegg aber erwiderte schlagfertig: „In der Tat, jetzt sind wir vollzählig; es hat nur noch der Esel gefehlt." —

— **Eigenlob. Ein Tabakfabrikant** setzte auf seine Pakete das Motto: „Dieser Tabak lobt sich selber." Da sprach ein Käufer sarkastisch: „Dann kann ich ihn nicht brauchen, denn Eigenlob stinkt."

— **Das dauerhafteste Holz ist das der** Zypresse. An einer Kirche Roms befinden sich Türen aus solchem Holz, die schon 1100 Jahre alt sind und noch keine Anzeichen des Verfaulens aufweisen.

— **Professor (zur Klasse): „Lachen Sie** über mich?" Klasse im Chor: „Nein!" Professor: „Nun, was ist denn sonst hier im Zimmer, worüber zu lachen ist?"

— **Der französische Kaiser Napoleon** III. beherrschte die deutsche Sprache vollkommen, da er die Schule in Augsburg besucht hatte.

— **Selbstsüchtige Menschen sind nie zu**frieden.

— **In einer New Yorker Kirche kam** es während des Gottesdienstes zu schweren Tumulten, in deren Mittelpunkt der frühere Jugendrichter Ben Lindsey stand, der ein Buch über „Kameradschaftsehe" verfaßt hat. Der Bischof Mennings berührte in seiner Predigt auch die Tätigkeit Lindseys als Jugendrichter und insbesondere dessen schriftstellerische Arbeiten. Lindsey könne nicht scharf genug abgelehnt werden, da er die Ehebrecher verteidige und Ausschweifungen aller Art das Wort rede. Nach Beendigung der Predigt verlangte Lindsey, der in der vordersten Reihe saß, man möge ihm Gelegenheit geben, zu den Beschuldigungen des Bischofs Stellung zu nehmen. Diese Bitte wurde aber von der 3500 Personen bestehenden Kirchengemeinde durch laute Pfuirufe, Protestrufe abgelehnt. Als Lindsey dennoch reden wollte, wurde er unter den Rufen „Werft ihn hinaus!" „Lyncht ihn" mit Gewalt aus der Kirche befördert. Nur dem Eingreifen der Polizei ist es zu verdanken, daß Lindsey keine ernsten Verletzungen davontrug. Er wird sich wegen Störung des Gottesdienstes gerichtlich zu verantworten haben.

— **Das Wirtschaftsabkommen zwischen** Italien und Rußland, das Anfang August vorigen Jahres in Rom unterzeichnet wurde, soll auch den Ausbau der russischen Handelsflotte mit italienischer Hilfe enthalten. Es sollen nicht nur russische Schiffe in Italien gebaut, sondern auch russische Arbeiter auf italienischen Werften ausgebildet werden.

— **In Porto Novo, Brasilien, explo**dierte ein Munitionslager, das während der Revolution dort aufgestellt worden war und tötete 36 Personen.

— **In Los Angeles ist das größte** Krankenhaus der Welt erbaut worden. Der ungeheure Bau, der mit einem Kostenaufwand von 12 Millionen Dollar erbaut wurde, kann 3500 Kranke — also soviel, wie die Einwohnerzahl einer Kleinstadt — aufnehmen. Die Bauzeit des Kranken-Wolkenkratzers betrug 5 Jahre.

— **In Lissabon, Portugal, hat die Po**lizei neuerdings 100 leichte Maschinengewehre im Besitz von Privatpersonen gefunden und daraufhin zahlreiche Verhaftungen vorgenommen.

— **Das Radio, wie das Kino, wird** vielfach benutzt, um Sitte, Anstand und Religion in den Kot zu treten. Es wird wohl manches Gute geboten, aber ausgenommen vielleicht am Sonntag, kann man es kaum „kriegen", ohne von allen Seiten mit Kot beworfen zu werden. Letzten Donnerstagabend war auch der Name „Mennonite" „auf der Luft." Aber wie?! Das Zerrbild, „Tillie, the Mennonite Maid," ward so karikiert, als ob „Tillie" unter einem dünnen Firnes kaum mehr als eine dumme lüsterne Dirne sei.

— Bundesbote.

— **Soviet Rundfunk erregt Aerger.** Revolutionäre Propaganda, welche die mächtige Moskau-Station rundfunkt, hat in Deutschland besonders bei den Beamten des Post- und Telegraphenamts bittere Beschwerden verursacht. Diese Beschwerden begegnen die deutschen Kommunisten damit, daß sie seit der Eröffnung der Vatikan-Station die Gegenforderung aufstellen, der Papst solle seine Rundfunkreden auf die lateinische oder italienische Sprache beschränken. Die Sowiet-Regierung hat auf Proteste wiederholt geantwortet, daß der Rundfunk für die deutschen Ansiedler an der Wolga bestimmt ist. Die deutschen Beamten wundern sich aber darüber, daß diese Reden meistens mit der Begrüßung beginnen: „Polizisten und Soldaten Deutschlands, denkt daran, daß ihr Proletarier seid!" Man sinnt jetzt auf Mittel und Wege, um diese Propaganda zu unterdrücken.

— **In Paraguay haben 200 Kommu**nisten in der Stadt Encarnation die sozialistische Republik ausgerufen. Später flüchteten sie aber, nachdem sie anderthalb Millionen Pesos aus den Banken geraubt hatten. Die Ordnung konnte durch die Regierungstruppen wieder hergestellt werden.

— **Unweit der Gibraltar-Meerenge** stieß ein englischer Flugzeugträger der Marine mit einem französischen Dampfer im Nebel zusammen, wobei 33 Personen ihr Leben verloren und 50 verwundet wurden. Es waren Emigranten, die aus Süd-Amerika in ihre Heimat fuhren.

— Seit dem 1. Januar sind durch Autounfälle in Winnipeg 4 Personen getötet und 69 verwundet worden.

— Die bekannte englische Schriftstellerin Katherine Tynan ist am 3. April gestorben.

— Ghandi ist auf dem Wege mit etlichen Begleitern nach New Delhi, um den Brudermord zwischen Mohammedanern und Hindus zu schlichten.

— Die Hauptstadt von Nicaragua Managua ist von einem sehr heftigen Erdbeben ganz in Trümmer gelegt. Es sollen etwa 2000 Tote darunter sein und unzählige Verwundete. Ein Feuer machte Schluß mit der Stadt. Hilfe und Kontrolle wird durch amerikanische Marinesoldaten erwiesen.

— Der englische Sportsmann hat jetzt in seinem Boot England II die höchste Weltgeschwindigkeit von 103,49 Meilen per Stunde in Süd-Amerika gemacht. Der nächste Versuch wird vom Amerikaner Gar Wood gemacht werden, ihn zu überbieten. So wird es fortgehen, bis einer wieder ins kalte Grab sinken wird.

— In London wird Fortsetzung gemacht werden von der Welt-Weizenkonferenz, die in Rom zum Abschluß kam, die so weit gute Resultate gezeitigt hat, da man bessere statistische Daten in Zukunft zur Hand haben will, dazu soll der Exportverkauft in Zukunft so getrieben werden, damit ein Wiederholen der letzjährigen traurigen Verhältnisse sich nicht wiederholen könnte. Die Sovietdelegaten sagten, sie müßten von Moskau Vollmacht erhalten, auf Bindendes einzugehen. Doch die wollen ja nicht geregelte Verhältnisse, sondern weitere Revolutionen und Anarchie.

— **Im Manitoba Parlament wurden** Vorlagen von $2,431,394.00 angenommen.

— **In New York starb die letzte Ueberlebende** der Wendel Familie. Sie war die letzte von 5 Geschwistern, von denen nur eine geheiratet hatte, doch ihren Mann bald verloren hatte. Dieses letzte, alte Fräulein hat laut Testament ihr Vermögen von Hundert Millionen Dollar an 14 Hilfsvereine und Kirchen vermacht.

— **In Yorkton, Sask., wurde eine** Bank auf $3,500.00 von einem Banditen beraubt, der damit entkam.

— **Ein Sturm hat die Mittelstaaten** der Vereinigten Staaten heimgesucht, 16 Tote hinterlassend.

— **Süd-Afrika hat ein Jahresdefizit** von $6,060,000,000.

— **Eine Mutter, die vor der Niederkunft war,** wurde in einem Aeroplan nach The Pas, Man., gebracht, doch 4000 Fuß hoch in der Luft erblickte ein kräftiger Junge diese Welt. Alle wohl.

— **Drei junge Banditen brachen in** ein Haus und zertrümmerten alle Möbel. Der Jugendrichter nahm sie nicht auf, deshalb wurden sie als unverbesserliche Verbrecher auf 3 Jahre Gefängnis verurteilt.

— **2000 französische Minenarbeiter haben** sich den Kommunisten angeschlossen.

— **Es soll wieder ein Wettflug in der** Luft geben. Die Franzosen wollen es bis 370 Meilen per Stunde bringen, doch England fürchtet es nicht, sondern hofft auf eine größere Geschwindigkeit mit im Geheimen erbauten Aeroplanen, um die Schneidertrophäe in ihrem Besitz zu behalten.

— **Die Stadthalle Ottawas ist niedergebrannt,** einen Schaden von $150,000 verursachend.

Governor General's Arrival

Oben im Bilde sehen wir den neuen General-Gouverneur von Canada, Lord Beßborough, mit seiner Gemahlin, Lady Beßborough, den Kapitän des Schiffes „Duchеß of Bedford." Das Schiff, welches auch gezeigt ist, mußte seinen Kurs ändern, um die hohen Herrschaften in Halifax ans Land zu setzen.

— Tampico, Mexiko, 27. März. Eine Tigerin, von der man annimmt, daß sie vor einigen Wochen zwei Frauen getötet und verzehrt hat, wurde von einer Jagdpartie in der Nähe von Ciudad Madero zur Strecke gebracht. Zur Zeit, als die beiden Frauen umkamen, fand man zwei Tiger-Junge. Der gestrigen Jagd war ein Ueberfall der Tigerin auf die Herde einer Hacienda vorausgegangen, in welcher mehrere Rinder getötet wurden.

— Regina. In der jährlichen Generalversammlung des Deutsch-Canadischen Zentralkomitees, die am Dienstag, den 24. März, im Erdgeschoß der ev.-lutherischen Dreieinigkeitskirche stattfand, wurde nach kurzer Aussprache einstimmig beschlossen, in diesem Jahre wiederum einen Deutschen Tag für Saskatchewan zu veranstalten. Die Vorstandschaft wurde beauftragt, einen Sonntag zu Ende Juni oder zu Anfang Juli für den Deutschen Tag auszuwählen.

— Berlin, 29. März. Reichspräsident von Hindenburg hat eine Verordnung erlassen, die als eines der wichtigsten Dekrete seit dem Bestand der Deutschen Republik betrachtet wird. Die Behörden werden dadurch ermächtigt, jede radikale Zeitung auf acht Wochen zu verbieten, was in vielen Fällen zur völligen Einstellung der betreffenden Blätter führen dürfte. Ferner kann jede Organisation, ob kommunistisch oder nationalsozialistisch, mit einem Federstrich aufgelöst werden. Die Regierungen erhalten weiterhin die Erlaubnis, im Notfalle die Pressefreiheit, die Unverletzlichkeit der persönlichen Freiheit, das Post-, Telegraphen- und Telephongeheimnis aufzuheben, solange die Verordnungen in Kraft bleibt. Die damit eingeleiteten scharfen Maßnahmen sollen der Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung dienen und alle Aufreizungen zu ungesetzlichen Handlungen verhüten.

— Ottawa. Zum Studium der Getreidevermarktung in Canada wird eine Kommission unter Leitung des bekannten britischen Volkswirtschaftlers Sir Josiah Stamp die erforderlichen Untersuchungen vornehmen.

— Berlin. Die rechtzeitige, ordnungsmäßige Verabschiedung des Etats durch den Reichstag ermöglicht es nunmehr der Regierung, die Revision des Youngplans ins Auge zu fassen, deren Erörterung neben innenwirtschaftlichen Fragen in nächster Zeit im Mittelpunkt des Interesses stehen wird. Zur gleichen Zeit wird es sich die Regierung zur Aufgabe machen, die Nationalsozialisten-Welle zurückzudrängen.

— Das französische Flottenbauprogramm, das infolge des Abschlusses des franko-britisch-italienischen Flottenpaktes revidiert worden ist, sieht jetzt 2000 bis 3000 Tonnen mehr Neubauten vor als in der ursprünglichen Abfassung. Das neue Programm verzichtet auf zwei Tauchboote und setzt an ihre Stelle den Neubau eines leichten Kreuzers. Die im Jahre 1931 zu beginnenden Bauten bestehen aus einem Schlachtkreuzer von 23,333 Tonnen und 30 Knoten Geschwindigkeit, zwei kleinen Kreuzern von je 7500 Tonnen und kleineren Schiffen.

— Washington, 27. März. In Anbetracht der kleiner werdenden Märkte in Westeuropa, Südamerika und dem fernen Osten haben sich die Handelssachverständigen der Regierung mit größerem Interesse dem Studium des Handels mit Sowietrußland zugewandt.

Zwei Sachverständige für den amerikanisch-russischen Handel sind von der „United Preß" über ihre Ansicht befragt worden, ob das Verbot der Einfuhr von Waren aus Rußland, das vom Schatzamt erlassen worden ist, etwa die Ausfuhr amerikanischer Erzeugnisse nach jenem Lande, die sich im vergangenen Jahre auf $150,000,000 belief, herabsetzen könnte.

Der eine Befragte glaubt, daß trotz der Reaktion, die das Verbot ausgelöst hat, der riesige Bedarf an gewissen Maschinen zur Durchführung des russischen Fünfjahr-Planes die amerikanische Ausfuhr nach Sowietrußland auf der Höhe des Vorjahres halten, wenn nicht sogar etwas erhöhen werde. Der andere, der die Frage für zu umfassend hält, als daß dieselbe ohne weiteres beantwortet werden könne, ist der Ansicht, daß die russischen Käufe auf jeden Fall beträchtlich sein werden.

— Paris, 24. März. Auflösung des Handelsvertrages mit Deutschland und der Entschluß sich jeder finanziellen Hilfe zu enthalten, sind die mögliche Politik, die Frankreich gegen Deutschland einschlagen mag, sollte dieses auf die Ausführung seines Wirtschaftsvertrages mit Oesterreich bestehen, wurde der Assoziierten Presse heute von offizieller Stelle mitgeteilt.

— Berlin, 25. März. Reichskanzler Brüning teilte heute dem britischen Botschafter Sir Horace Rumbild mit, daß der geplante Zollverein zwischen Deutschland und Oesterreich voll und ganz innerhalb der Grenzen des Genfer Protokolls vom April 1922 stehe, und daß seiner Ansicht nach kein Grund dafür gegeben sei, das Uebereinkommen vor den Völkerbundrat zu bringen.

— Stambul, Türkei, 24. März. Nach in aller Stille von Dorf zu Dorf durchgeführten monatelangen Untersuchungen über das „was der Türkei nottut," erließ heute Präsident Mustapha Kemal Pascha ein Manifest, worin er die Reorganisation der türkischen Regierung auf faschistischer Grundlage ankündigte. Seine Volkspartei hat sich Einfluß auf alle 257 Zentren der „Türkischen Heimats-Vereinigung" einer mächtigen kulturellen Organisation von 32,000 Mitgliedern verschafft.

Woher der Drillpflug stammt und wie er sich entwickelte.

(Von A. Große)

Da die Leser der „Rundschau" öfter schon über die Vorteile der Feldbestellung mit dem Drillpflug gelesen und gehört haben, viele auch selbst schon ihre Felder mit diesem Gerät bearbeiten, so dürfte es gewiß die Farmer interessieren, wo und wie der Drillpflug entstanden ist und wie er sich entwickelte.

Wie der gewöhnliche Pflug, die Drille, der Bindemäher und der Mähdreher, so hat auch der Drillpflug, oder „Drillbugger" im Ursprungslande genannt, seine Geschichte. Aus einem etwa vor 50 bis 60 Jahren aus Holz gezimmerten primitiven Mehrscharpfluge hat sich nach und nach das heutige sehr praktische und außerordentlich nützliche Gerät, der Drillpflug oder Drillbugger herausgebildet.

Ueber den genauen Ort der Entstehung des Drillbuggers, d. h. in welchem Dorfe der erste hölzerne Mehrscharpflug auf vier Rädern und Vorwagen gemacht wurde, bestehen leider keine zuverlässigen Daten. Ueber allen Zweifel erhaben ist es aber, daß der erste hölzerne „Bugger" in einer der Molotschna-Kolonie (Süd-Rußland) gefertigt wurde, die vor dem Weltkriege sowohl durch die Herstellung der berühmt gewordenen „Molotschnawagen", als auch dadurch bekannt waren, daß ihre Einwohner zu den fortschrittlichsten Landwirten zählten.

Die Veranlassung dazu soll, nach Aussage älterer Kolonisten, das Unkraut gegeben haben, welches auf dem humusreichen Boden, vom milden Klima begünstigt, so üppig wuchs, daß man seiner nicht Herr werden konnte, wenigstens nicht mit den derzeitigen Feldbestellungsgeräten. Die „Konferenzen", die vom frühen Frühling bis in den späten Herbst hinein fast allabendlich auf den Straßenbänkchen vor den Hoftoren von Jung und alt abgehalten wurden, behandelten größtenteils das Thema der Unkrautplage. Der erbitterte Kampf, welcher von den Kolonisten gegen das lästige Unkraut geführt wurde, endete immer damit, daß das Unkraut in dem einen Jahr etwas geringer wurde, dafür aber im darauffolgenden um so stärker hervortrat. Man wollte es durch das Tiefpflügen ersticken, bewirkte aber damit das Gegenteil, denn durch das Tiefpflügen wurde der Unkrautsamen für spätere Jahre konserviert.

So soll es denn gekommen sein, daß einer der aufgewecktesten Landwirte mit dem Pflug- und Wagenbauer des Dorfes an die Herstellung eines eigenartigen Mehrscharpfluges schritt. Sie machten ein hölzernes Untergestell, das einem Unterwagen glich. Sie sagten sich ganz richtig, daß mit dem Gerät in die Runde gearbeitet werden müßte, wenn die Arbeit rascher als bisher vonstatten gehen soll (damals kannte man noch nicht die Hebevorrichtung am Pfluge). Um also an den Ecken des Feldes rechtwinklig umdrehen zu können, mußte das Gerät mit einer Vorkarre versehen sein. Auf dieses Untergestell wurde ein ebenfalls aus Holz gefertigter und mit Bandeisen beschlagener Pflugbaum (Grindel) in schräger Lage befestigt. Die im Pflugbaum ausgestemmten Vierkantlöcher, dienten als Gehäuse für die vierkantigen Scharstangen, welche letztere mit einer Klammer in der gewünschten Tiefenstellung festgehalten wurden. Am unteren Ende der Scharstange wurde das Schar in ganz flach liegender Stellung angeschraubt. Das Schar hatte die Form eines Dreieck und erfüllte zwei Aufgaben: diejenige eines Schares, d. h. um den Erdbalken abzutrennen und die Rolle der Landseite. Mit Rücksicht auf Zugersparnis wurde auch der Schnittwinkel der einzelnen Pflugkörper so gewählt, daß sich die Arbeit möglichst auf den Rädern abrollte und jede unnütze Reibung vermieden blieb. Bekanntlich ist die Reibung bei den mit breiter Landseite versehenen gewöhnlichen Pflügen eine ganz beträchtliche.

Da der Pflug in der Hauptsache für die Bekämpfung des lästigen Unkrautes gedacht und bestimmt war, so wurde bei der Konstruktion darauf geachtet, daß man mit demselben möglichst universal arbeiten konnte. Die Pflugkörperform und die Befestigung des Streichbleches wurde so gewählt, daß man den Pflug: 1) als **krümelndes** und **wendendes** Gerät, 2) nur als lockerndes Gerät verwenden konnte. Mit Streichblech konnte der Boden gelockert, gekrümelt und gewendet werden, wollte man den Boden dagegen nur lockern, ohne denselben zu wenden, so wurde das Streichblech entfernt und der Bugger arbeitete gleich dem heutigen Kultivator.

So sahen die ersten Bugger aus, die sich in der Arbeit als Bekämpfer des Unkrautes glänzend bewährten. Dank ihrer eigenartigen Pflugkörper und ihrer Einstellung, konnte man mit demselben sehr flach pflügen, was sich hernach bei der Bekämpfung des Unkrautes außerordentlich wertvoll erwies. Durch das öftere Flachpflügen wurde der Unkrautsamen nicht mehr konserviert, sondern im Gegenteil zum Auflaufen veranlaßt und durch das wiederholte Pflügen langsam aber unaufhaltsam vernichtet. Der Bugger wurde bald das unentbehrliche Gerät jeder deutschen Wirtschaft. Während der Einscharpflug immer seltener benützt wurde, zog man den Bugger zu allen möglichen Arbeiten heran: das Stürzen der Stoppeln, das Flachpflügen und das Unterpflügen der Saat, die damals noch mit der Hand auf die Feldoberfläche gesät wurde, besorgte man mit dem Bugger. Hernach als die Schwarzbrache aufkam, mit ihrem segensreichen Einfluß, wurde auch diese ausschließlich mit dem Bugger in Ordnung gehalten. Wer zuvor Zeuge des vielen Unkrautes war und hernach die prächtigen, reinen Felder der deutschen Kolonisten in der Molotschna sah, der kann es begreifen, weshalb diese fortschrittlichen Landwirte, wohin sie auch kommen mögen, treu zu ihrem Bugger halten.

Als später die Breitsämaschine aufkam, dauerte es nicht lange, bis auch der Bugger mit einer kleinen Streusämaschine ausgerüstet wurde, die man am vorderen Ende des Untergestells quer aufmontierte und durch ein Vorgelege vom linken Hinterrad antrieb. Da die Breitsämaschine die Saat gewöhnlich breiter ausstreute, als die der Maschine folgenden Geräte im ersten Gang unterpflügen konnten, blieb ein Teil der Saat längere Zeit auf der Feldfläche liegen und wurde teilweise von den Vögeln aufgepickt. Die kleine Sämaschine auf dem Bugger streute dagegen nur in der Breite des Buggers, so daß sämtliche Saatkörner sofort untergepflügt werden konnten. Abgesehen von diesem Vorteil, hatte die Sämaschine auf dem Bugger noch denjenigen, daß sie Zeit und Zugkraft sparte. Während bei der Einsaat mit der Breitsähmaschine immer noch ein Mann und ein Pferd nötig war, konnte die Einsaat mit der Sämaschine auf dem Bugger von einem Jungen besorgt werden, der meistens auf einem der vorgespannten Pferde ritt.

Nun erschien nach einer Zeitspanne die Drillmaschine auf der Bildfläche, deren Einsaat gegenüber der untergepflügten den Vorzug hatte, daß die Saatkörner mehr oder weniger in gleichmäßige Tieflage gebracht werden konnten. Nach der Begeisterung für diese Einsaat schien es die erste Zeit, als ob der Bugger seine Rolle als Sägerät ausgespielt hätte. Es kam aber anders. Man hatte sich im Laufe der Zeit doch so an die bequeme Einsaat mit dem Bugger gewöhnt, daß man nicht leicht davon abzubringen war. Dazu kam noch, daß die Einsaat mit der Drille eine umständlichere und zeitraubendere Bodenvorbereitung erforderte, deren Kosten oft in keinem Verhältnis zu dem etwas besseren Ernteergebnis standen. Die Hauptsache aber, warum man in der Feldbestellung mit der Drille hernach ein Haar gefunden hatte, war die Tatsache, daß in Jahren mit Trockenperioden, die gedrillten Saaten durchweg auffallend schwächere Pflanzen aufwiesen, als die in Streuform untergebrachten— sie hatten ein matteres Grün, als die untergepflügten.

Wie damals die Unkrautplage, so wurde jetzt diese Frage in allen Tonarten auf den „Konferenzen" vor den Hoftoren debatiert. Besonders diejenigen Bauern, die in ihrer freien Zeit auf die Jagd gingen und tagelang die Felder durchquerten, beurteilten die Einsaat mit der Drille abfällig. Diese Bauern kannten ja die Felder und ihre Saaten besser als die anderen. Aus ihren Beobachtungen ging es ganz klar hervor, daß durch die Einsaat in schmalen Reihen die Nutzpflanzen in ihrer Entwicklung beengt würden und diese Beengung dem Unkraut zugute kam. In den leeren Zwischenräumen machte sich eben das Unkraut auf Kosten der Getreidepflanzen breit.

(Schluß folgt)